

## ZEICHEN DER ZEIT

### DAS ERBE DES KONZILS

08. Dezember 1965. Mit einem feierlichen Papstamt auf dem Petersplatz geht das Zweite Vatikanische Konzil zu Ende. Sechzehn Dokumente waren verabschiedet worden, in denen die Kirche ihr Selbstverständnis, ihr inneres Gefüge und ihr Verhältnis zur Welt sowie den anderen christlichen Konfessionen und nichtchristlichen Religionen in den Blick genommen hatte. Die Erwartungen auf eine positive Nachwirkung dieser größten synodalen Versammlung aller Zeiten waren groß.

Der Münsteraner Weihbischof Heinrich Tenhumberg war in der letzten Session ganz stark von den diplomatischen Bemühungen zur Rehabilitierung des Gründers der Schönstatt-Bewegung in Anspruch genommen gewesen. Auch an diesem Tag stand für ihn der Vortrag P. Joseph Kentenichs im Vordergrund, den er aus Anlass der symbolischen Grundsteinlegung für das internationale Rom-Zentrum der Bewegung hielt. Doch auch die Ereignisse auf dem Petersplatz fanden seine Aufmerksamkeit. Und am Abend schrieb er darüber in sein Tagebuch:

„So hatte denn heute das großartige Ereignis des Zweiten Vatikanischen Konzils sein Ende gefunden, um zugleich mit der Phase seiner Verwirklichung zu beginnen. Papst Paul VI. hat das Konzil, besonders in dieser Session, hervorragend an allen Klippen vorbeigesteuert und sich eine neue internationale Geltung erworben. Offensichtlich war die letzte Session des Konzils auch in besonderer Weise vom Beistand des Hl. Geistes geleitet. Wie der Anfang des Konzils, stand auch das Ende unter dem besonderen Schutz der Gottesmutter. Man wird in späteren Jahren und Jahrzehnten einmal feststellen, daß die marianische Prägung des Konzils von einer außerordentlichen Tiefe und Eindringlichkeit gewesen ist. Oberflächliche Blicke mögen das heute noch nicht erkennen. Aber ohne diese marianische Prägung, ohne diese marianische Note, ohne diesen marianischen Akzent oder noch besser: ohne diese ganze umfassende marianische Spiritualität werden die kommenden Entwicklungen der Kirche gar nicht begriffen werden können. Sie sind eben in den Dokumenten dieses Konzils, mehr noch in der ganzen Phase moderner Kirchengeschichte, durch den Hl. Geist niedergelegt.“

Mit dem Hinweis auf die marianische Prägung des Konzils, die während der Diskussion durchaus kontrovers gesehen wurde, wollte Tenhumberg nicht nur dem Datum des Konzilsschlusses Tribut zollen. Aus dem Abstand von 40 Jahren lassen sich verschiedene Deutungen geben.

Zum einen bezog sich Tenhumberg auf die theologische Stellung Marias in den Konzilsdokumenten. Es hat sich als Glücksfall erwiesen, dass kein eigenes Marienschema verabschiedet wurde, sondern das Kapitel über Maria am Ende der Kirchenkonstitution in den großen Zusammenhang der Vision des Konzils über die Kirche eingeordnet wurde. Damit und mit der reichen biblischen Fundierung wird deutlich, dass in Maria das endgültige Zielbild der Kirche und damit aller getauften Christen vor Augen steht. Sie ist die vollendete Verwirklichung der Kirche. Was in LG 1

gesagt wird, dass nämlich die Kirche „Sakrament bzw. Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott und für die Einheit des ganzen Menschengeschlechts“ sei, hat sich in der innigen Gefährtenschaft ihres Lebens mit Jesus Christus als Wahrheit erwiesen.

Daraus ergibt sich die Forderung nach einer „marianischen Spiritualität“. Nach dem Konzil wird es sich dabei immer um eine biblische Spiritualität handeln, in der die heilsgeschichtliche Aufgabe Marias im Sinne ihres Mitgehens und Mitleidens mit Jesus Christus im Vordergrund steht. Aber – und das ist die Ergänzung, die P. Kentenich mit hinein bringt – die marianische Haltung allein genügt nicht; sie will ergänzt werden durch die marianische Bindung. Maria ist eben auch „Mutter der Kirche“ – P. Kentenich würde beifügen: „Mutter und Erzieherin“.

Hieraus folgt ein dritter Gesichtspunkt: Marianische Prägung des Konzils hat etwas mit dem geistgewirkten Aufbruch in der Kirche zu tun. Die Ergebnisse des Konzils können nicht verstanden werden ohne den langen Weg, den die Konzilsväter gehen mussten. Viele Schemata wurden verworfen und wieder verbessert. Der Fortschritt der Theologie baut wesentlich auf dem „Ereignis“ Konzil auf. Auch die Bischöfe mussten in einem langen Prozess die Theologie in eine veränderte und sich immer schneller verändernde Zeit hinein buchstabieren lassen. Und damit bekommt das Konzil eine Qualität, die über die Diskussionen und verabschiedeten Konstitutionen, Dekrete und Erklärungen hinausgeht. Es ist Signum einer Epoche, in der die Kirche sich auf den Weg gemacht hat, biblisch gesprochen wie Maria in der Erwartung auf den Weg zu Elisabeth. Die Kirche in der Erwartung der neuesten Zeit befindet sich vierzig Jahre später vielleicht immer noch auf dem steinigen und schwierigen Weg durch das Gebirge. Denn mit dem Ende des Konzils war die „Schwangerschaft“ der Kirche nicht abgeschlossen. P. Kentenich sprach von etwa einem halben Jahrhundert, bis die positiven Ergebnisse eines Konzils die Turbulenzen überstrahlt hätten. Vielleicht gehört es deshalb immer noch zum Beitrag der heutigen Generation zur Zukunft der Kirche, die Unruhe und Erwartung, die Sehnsucht und Unzufriedenheit, oder um es mit den Anfangsworten der Pastoralkonstitution zu sagen, „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen“ (GS 1) wach zu halten. Aber von dieser – „marianischen“ – Aufgabe darf sie sich nicht dispensieren. Die Dokumente des Konzils und der in ihnen und durch sie wirksame „Geist“ – der Heilige Geist – zeigen den Weg der Kirche in die Zukunft.

Joachim Schmiedl

Herbert King

## PATER KENTENICH UND DAS ZWEITE VATIKANISCHE KONZIL



Der Autor: Herbert King, Dr. theol., geb. 1939, tätig in der Theologenausbildung in der Gemeinschaft der Schönstatt-Patres in Deutschland und in Lateinamerika. Arbeitsschwerpunkt Kentenich-Forschung. Vielfache Veröffentlichungen zu diesem Thema.

Am 8. Dezember dieses Jahres jährt sich zum vierzigsten Mal der feierliche Abschluss des Zweiten Vatikanischen Konzils. In vielen Feiern und Publikationen wird aus diesem Anlass das Konzil wieder lebendig. Genannt werden darf die Neuübersetzung seiner Dokumente und der ausführliche Kommentar derselben durch eine Forschergruppe, zu der auch die beiden Schönstätter Guido Bausenhardt und Joachim Schmiedl gehören.<sup>1</sup> Da ist es angebracht, dass auch eine Zeitschrift wie REGNUM, die in besonderer Weise dem Geist Joseph Kentenichs und seiner Gründung verpflichtet ist, darüber nachdenkt, welchen Platz er dabei einnimmt.

### Prozess der Jahre 1965 - 1968

Es geht in diesem Artikel um den Rezeptionsvorgang des Konzils durch Kentenich. Damit eng verbunden ist die Rezeption desselben durch die von ihm gegründete Bewegung. Es ist aber (natürlicherweise) nicht dasselbe. Auch wenn Kentenich oft, oder sogar meistens, von „Schönstatt“ spricht, wo er sich selber meint. Denn zutiefst geschieht jede seiner Aussagen im inneren Dialog mit seiner Familie.

Vieles fällt in jener Zeit zusammen. *Drei Aspekte* können unterschieden werden. Zum einen das Konzil und seine Wirkungen. Gleichzeitig bricht die „neueste Zeit“ (J.K.) herein. In Vielem hatte sie sich schon lange vorher angekündigt. Aber die Kirche konnte sich, wie eine „Bastion“ (Hans Urs von Balthasar) weitgehend gegen sie abschirmen. Jetzt brandet sie in die Kirche hinein, und es vollzieht sich ein Prozess, den man nur

---

<sup>1</sup> Hünemann, Peter / Hilberath, Bernd Jochen (Hrsg.): Herders Theologischer Kommentar zum Zweiten Vatikanischen Konzil, 5 Bände, Freiburg 2004-2005.

mit dem Ausdruck Revolution richtig bezeichnen kann. Zu viel war aufgestaut. Zu groß der Aufhol-, Nachhol- und Anschlussbedarf. Und zeitgleich vollzieht sich die Rückkehr Kantenichs zu seiner Gründung und die Möglichkeit, wieder für sie tätig zu sein, sie abzurunden und auszugründen. So ist die Stellung Kantenichs zum Konzil immer auch eine dreifache: Zum Konzil selbst, aber auch zur Zeit und zu seiner Gründung.

Es war ihm klar, dass nicht alle drei Gebiete gleichzeitig und gleichmäßig beackert werden konnten. Für sein Vorgehen hat er eine klare Konzeption. Man könnte von einer ausgesprochenen Strategie reden. Oder nehmen wir dafür seinen Ausdruck „Bewegungspädagogik“. Diese besteht darin, dass bestehendes „Leben“ zunächst bestärkt wird, dann weiter entfaltet wird. Es wächst so „gleichzeitig, aber nicht gleichmäßig“. Was zu einer Zeit sichtbare Wachstumsspitze ist, tritt in einem späteren Moment wieder zurück und macht Aspekten Platz, die bis zu dem Augenblick nur schwach mitgewachsen sind. Aus einer Ganzheit entsteht eine neue Ganzheit.

Genauerer Hinsehen zeigt tatsächlich, dass hier ein Meister am Werke ist, der keinen Moment den „Prozess Schönstatt“ aus der Hand gibt, der in keinem Augenblick aber auch seiner Methode untreu wird. Es muss *wachsen*, er lässt wachsen, er schafft Bedingungen dafür. Der Prozess beginnt gleich in Rom, wird aber besonders deutlich in den Oktoberwochen und Weihnachtstagungen der Jahre 1966 und 1967.

*Im Laufe dieses Prozesses stirbt er am 15. September 1968.* Wenige Wochen vor der mit Spannung erwarteten Delegiertentagung (Oktoberwoche) 1968. Er hat wohl nicht mit so einem frühen Tod gerechnet. Die Schönstattfamilie sicher nicht. Die Frage ist: An welcher Stelle des Prozesses hat er das Werk aus den Händen gegeben?

Dies herauszuarbeiten ist von größter Bedeutung. Allzu leicht könnte man Aspekte festschreiben, sie als endgültig erachten, die vielleicht nur ein Moment in einem Prozess sein sollten. Leicht können seine letzten Taten und Worte als eine Art Testament und letzter Wille festgehalten werden. Ein Studium der Geschichte jener Jahre lässt dies aber nicht zu. Zu eindeutig ist das Ganze auf Weiterentwicklung - im oben besagten „organischen“ Sinn - hin angelegt und konzipiert.

Sein Hinübergang in das ewige Leben musste zuerst einmal von der Schönstatt-Familie verarbeitet werden. Wie soll es weiter gehen? Was hat er wirklich gewollt? Wie sind die Akzente zu setzen? Die Aus- und Neugründung der verschiedenen von ihm gegründeten Gemeinschaften nahm dazu hin viel Zeit in Anspruch. Zu vieles war wegen der langen Abwesenheit des Gründers liegen geblieben.

Wir dürfen annehmen, dass er „vom Himmel her“ die damals begonnene „bewegungspädagogische“ Linie weiterführt. Es ist aber gleichzeitig in unsere Hände gegeben, in diesem Prozess mitzudenken, die damals abgeschnittenen Fäden aufzugreifen und daran weiterzuspinnen. Dies drückt Pater Kantenich sehr schön an jenem denkwürdigen Abend der Heimkehr in sein Schönstatt aus:

„Die Gottesmutter schenkt mir erneut die Familie..., um sie zu formen, zu gestalten, so wie es in etwa den Plänen der ewigen Weisheit entspricht, um dann in die Ewigkeit hinüberzuwandern und von dorten das Lebenswerk in erneuerter Weise weiter-

zubetreuen.“<sup>2</sup>

## In der Schule der eigenen Geschichte (erster Gang)

Schwerpunktmäßig geht es ihm *zunächst* um seine eigene Gründung. „Hinein in die [eigene] Geschichte“ betont er leitmotivisch die ganzen Jahre, die ihm noch bleiben. Der Akzent seines Handelns liegt auf der Herausarbeitung und Konsolidierung der Identität seiner Gründung. So soll es also zunächst einmal hinein in die eigene Geschichte gehen. Auch wenn *gleichzeitig* die Rezeption des Konzils und des Neuen in der Zeit in vielfacher Weise Thema ist.

Angesichts der Turbulenzen der Nachkonzilszeit grenzt Kantenich sich erst einmal ab. Dabei geht es ihm nicht so sehr um Schutz der Schwachen, sondern um Schutz eines Raumes, in dem kreativ-originelle Entfaltung möglich ist. So wird seine Parole verständlich: „Sich abriegeln“, „geschlossen sein und noch mehr werden“. In einem geschlossenen, nicht abgeschlossenen oder gar verschlossenen, homogenen Raum kann originelles Wachstum stattfinden. Dann „zusammenführen, zusammenfügen, immer mehr einen und zusammenarbeiten und –wirken“, so dass alle seine Gemeinschaften zusammen den besagten homogenen und originellen Großraum darstellen können.

Hier handelt es sich nur sekundär, wenn überhaupt, um konservative Aussagen. Sie lassen sich allerdings leicht als solche vereinnahmen. Es ist auch nicht in erster Linie defensiv gemeint. Vielmehr handelt es sich um Identitäts- und Immunisierungsaufforderungen. Zutiefst sind es Ausdrücke seiner organischen Pädagogik.

Die vielen und meistens sehr kurzlebigen und extremen Strömungen, der „Ideen- und Lebenswirbel“ - wie er sich ausdrückt - sollen nicht in den Innenraum seiner Gründung ungefiltert hineinbranden.

Das heißt nicht, dass P. Kantenich auch in jenen Jahren nicht trotzdem vieles Neue aus der Zeit aufnahm. Dies hat er aber in einer sehr pädagogischen Weise getan. Das heißt auch nicht, dass er nicht zu vielen Themen klärend und auch positiv aufgreifend geredet hätte. Das heißt ebenfalls nicht, dass die konkreten Schönstatter nicht mitten in allen Strömungen als Religionslehrer, Priester, Christen und Zeitgenossen gestanden hätten. Und er nicht diese sogar ermutigt hätte, Neues zu wagen.

„So mögen Sie die Parole verstehen, die wir ja so häufig schon haben hören dürfen: Erst hinein in die Schule unserer Familiengeschichte, und dann erst hinein in die Schule aller modernen Strömungen und Bestrebungen. (...) In der Schule der Familiengeschichte müssen wir erst standfest werden, eine Grundhaltung uns aneignen; und wenn sie gefestigt ist, sind wir erst fähig, alles Moderne in uns aufzunehmen und zu verarbeiten, ohne dass uns das alles schadet. Im anderen Falle gleichen wir Vögeln, die nirgendwo einen Platz, ein Nest finden, Vögelin, die von Ast zu Ast springen

---

<sup>2</sup> Vorträge, I (1965), 136 f.

und nie zur Ruhe kommen.“<sup>3</sup>

Im Vordergrund steht natürlich zunächst einmal *die Geschichte der unmittelbar vergangenen Jahre*. Pater Kentenich musste vierzehn lange Jahre fern von seiner Gründung leben. Vieles ist in jenen Jahren entstanden, ohne dass es genügend rezipiert werden konnte. Schönstatt war geistig weiter gewachsen. Ebenso in seinen Strukturen und seiner Ausdehnung.

Was war der Sinn von allem? So geht es zunächst einmal um „eine Sinnerfüllung der Ereignisse der letzten vierzehn Jahre.“<sup>4</sup> Oder um die Frage: „Was besagen nun die verflossenen Jahre für die Abrundung der inneren Struktur der Familie und was für die Vollendung der äußeren?“<sup>5</sup> Es geht um eine „Abrundung unserer ganzen Weltauffassung“<sup>6</sup>. Die letzten Jahre können uns „ein ganzes System“ öffnen<sup>7</sup>. Es geht um die Herausarbeitung der „Gesetzmäßigkeiten“ dieser Zeit<sup>8</sup>. Viel Neues ist zu begreifen. Wir fassen es heute noch nicht ganz, „wie neu“<sup>9</sup> dies alles ist, sagt er.

„Sie spüren jedenfalls, während der verflossenen Jahre hat sich eine ganze Welt in Schönstatt und um Schönstatt gebildet, eine Welt, die uns weniger geläufig ist, die wir uns aber wieder aneignen müssen.“<sup>10</sup>

Das Vergangene soll zum „Dauergeschenk für alle Generationen unserer Familie“ werden.<sup>11</sup> Er sieht darin eine „verlässige Wegweisung in die kommenden Jahrhunderte“<sup>12</sup>. Und er bittet: „Der liebe Gott muss uns halt helfen, noch zu unseren Lebzeiten das ganze Gebäude so abzuschließen, dass es in dieser Form durch die Jahrhunderte gehen kann.“<sup>13</sup>

## In der Schule der eigenen Geschichte (zweiter Gang)

Beim Hineingehen in die Geschichte Schönstatts begegnen wir Vielem von dem, was das Konzil ans Licht gebracht hat. Es gilt, das Denken P. Kentenichs und die Intentionen seiner Gründung besser kennen zu lernen und zu verstehen. Oft beklagt er sich, dass die Dinge, die er gelehrt und praktiziert hat, vielfach sehr wenig bekannt sind und dass er wenig verstanden wurde.

*Gegen zwei Tendenzen* muss er im Raum der Schönstattfamilie ankämpfen. Einmal gegen solche, die Schönstatt jetzt für veraltet halten und weit „nach draußen“ drängen. Denen sagt er: Schaut euch erst noch einmal genauer alles an, studiert es.

---

<sup>3</sup> Vortrag vom 20. Januar 1967, 13.

<sup>4</sup> Vorträge, III (1966), 158.

<sup>5</sup> Vorträge, III (1966), 158.

<sup>6</sup> Exerzitien für Schönstatt-Patres 1966, 58.

<sup>7</sup> Rom-Vorträge, I (1965), 160.

<sup>8</sup> Rom-Vorträge, I (1965), 125.

<sup>9</sup> Brief vom 13. Dezember 1965 an die Schönstatt-Familie.

<sup>10</sup> Vorträge, III (1966), 145.

<sup>11</sup> Brief vom 13. Dezember 1965, 1. Vgl. auch S. 3.

<sup>12</sup> Oktoberwoche 1966, 17.

<sup>13</sup> Rom-Vorträge, I (1965), 143.

Dann gegen die, die das Konzil und das durch das Konzil Aufgebrochene als nebensächlich, sogar als gefährlich und negativ erachten. Auch denen sagt er, dass er mit seiner Gründung nie eigentlich etwas anderes gewollt hat als das Konzil.

Beiden sagt er, dass sie „hinein in die Geschichte“ seiner Gründung und seines Geistes gehen sollen. Aus der neu begründeten Identität Schönstatts wird der Beitrag, den Schönstatt zu leisten berufen ist, deutlich werden.

Ja, Kentenich hebt hervor, dass er und „Schönstatt“ das Konzil vorweggenommen haben.

„Die nachkonziliare Sendung der Kirche war für uns schon die vorkonziliare.“<sup>14</sup>

„Es scheint vielfach, als hätten wir [er] das Konzil vor Augen gehabt und alles abgelesen und durchgeführt, was dort bestimmt worden ist.“<sup>15</sup>

Er ist ja mit seiner Gründung in dem Land groß geworden, in dem auch die wichtigsten Impulse des Konzils gereift sind. Und hellwach hat er mit diesen Strömungen im Dialog gestanden.

„Die Strömungen, die heute den Ton angeben, die haben sich, als sie entstanden, ständig mit uns, und wir haben uns ständig mit ihnen auseinandergesetzt. (...) Mag es sich jetzt handeln um die liturgische Bewegung, mag es sich handeln um die mystische Bewegung, um die Jugendbewegung, also alle die Bewegungen, die ihr Bestes gegeben haben, um das Bild der Kirche erlebnismäßig neu zu gestalten, ja, die sind ja alle zu uns hingeflossen, und wir haben uns ständig damit auseinandergesetzt.“<sup>16</sup>

Dazu die „biblische Bewegung“ und die „ökumenische“. Vor allem aber ist die „Jugendbewegung“ ein Sammelbecken vieler moderner Bestrebungen. In vielen Kursen hat er diese Strömungen aufgegriffen, zu ihnen Stellung genommen und sich mit Vertretern und Vertreterinnen derselben auch kritisch auseinandergesetzt. Gleichzeitig hat er sie in seiner Gründung originell verarbeitet und ihnen in dieser eine Heimstatt geschaffen.

Weiterhin weist P. Kentenich immer wieder darauf hin, dass er wie dann das Konzil theologisch aus „tieferen Quellen“ der Tradition geschöpft, als es damals üblich war. Immer mehr konnte er sich von seiner neuscholastischen Herkunft lösen und Anschluss finden an die gerade auch in Deutschland aufbrechende neue Art der Theologie und Philosophie. Mehr und mehr trägt er auch eigene Sichtweisen bei. Und nicht in allem kann er dem Neuen beipflichten.

So gibt es tatsächlich auffällige Übereinstimmungen zwischen seinem Denken, wie er es öffentlich in seinen viel besuchten Priesterkursen und pädagogischen Tagungen dargelegt hat.

Besonders hebt er hervor, dass das Konzil aus dem „Zeitgeist“ den „Geist der Zeit“ herausgelesen habe und dort erfahren habe, was der Wille Gottes betreffs des Weges der Kirche sei. Und da sei wieder eine große Gemeinsamkeit mit seinem Denken und Tun.

---

<sup>14</sup> Vorträge, I (1965), 125.

<sup>15</sup> Oktoberwoche 1967, 195.

<sup>16</sup> Vorträge, I (1965), 118.

Wie dem Konzil ging es ihm um die Begründung einer christlichen Spiritualität aus den zentralen Heilsmysterien von Tod und Auferstehung Jesu Christi. Betont ist die dadurch begründete Christusgliedschaft und die in dieser wurzelnde Gotteskindschaft und „Heilig-Geist-Erfülltheit“.

Geradezu frappierend ist die Übereinstimmung auf dem Gebiet der Mariologie. Gegen Ende seines Lebens bekommt also Kentenich eine höchstlehramtliche Bestätigung seiner Mariologie. Wie er, so sieht auch das Konzil Maria als die Dauergefährtin und Dauerhilfin Christi in allen Heilsereignissen und *deswegen* als die Mutter der Christen und aller Menschen.

Speziell hebt Kentenich seine große Nähe zum konziliaren Kirchenbild hervor. Zu nennen sind hier „Kirche als Volk Gottes, als *Familie Gottes*“. Sodann die Kirche, die sich neu bewusst geworden ist, dass der *Hl. Geist* sie leitet und als Volk Gottes führt. Und die sich deswegen weniger als bisher auf staatliche Hilfe, kleinliche Normen und Gesetze, Menschliches und allzu Menschliches zu stützen braucht. Die demütig und arm ist, die ihren Triumphalismus ablegt und sich zu ihrer Sündhaftigkeit bekennt im Wissen um die Gnade Gottes. Hierher gehört auch die ausführliche Aussage des Konzils über die allgemeine Berufung der Christen zur Heiligkeit. Ferner seine Aussagen zur Stellung und Bedeutung des „Laien“ in der Kirche. Dann sein neues Verständnis der kirchlichen Autorität.

Aber auch in den Kämpfen des Konzils zwischen fortschrittlich und konservativ erkennt Kentenich sich wieder. Ebenso in den Diskussionen über das zu autoritäre Vorgehen der bischöflichen und römischen Autoritäten gegen die charismatischen Aufbrüche in der Kirche. Seine eigenen sehr leidvollen Erfahrungen damit liegen erst wenige Monate zurück.

Es gilt also, erst noch einmal nachzusehen, was die eigene Schule zum Konzil zu sagen hat und seine Schüler und Schülerinnen schon (irgendwie) wissen. Auf diese Weise ist eine organischere Assimilation des Konzils gesichert, als wenn es nur als völlig neu ausgegeben wird.

## In der Schule des Konzils

Doch auch für Kentenich bringt das Konzil Neues. Allmählich und immer deutlicher tritt dieses mehr in das Blickfeld, ist aber bis zum Tode P. Kentenichs nicht in das Stadium getreten, in der es tragende Strömung geworden wäre. Doch gibt es Aussagen genug, um die entsprechenden, später noch zu setzenden, Akzente zu sehen.

Zunächst hat ja Kentenich sehr stark darauf hingewiesen, dass Schönstatt schon „alles“ oder doch vieles von dem hat, was das Konzil gebracht hat. Diesen Akzent hält er fest. Er will, dass noch deutlicher erkannt wird, wie wahr dies ist. Der durchschnittliche Schönstatter - und mancher andere auch - weiß dies zu wenig. Das schließt nicht aus, dass er oft - sehr unerleuchtet - davon redet.

Es liegt aber auch nicht so ohne weiteres auf der Hand. Das Konzil ist eine willkommene Gelegenheit, neue Fragen beantworten zu müssen. Es wird jetzt eine Seite

Schönstatts beleuchtet, die sonst in dem traditionellen Verstehenshorizont der Schönstätter letztlich untergegangen wäre. Mit dem Blick des Konzils können wir deutlicher sehen, was alles in Schönstatt grundgelegt ist. Und jeder ist immer wieder überrascht, was Kentenich nicht alles gesagt und getan hat, sobald er mit dem neuen Blickwinkel an die Sache herangeht.

„Das hindert uns aber nicht, nunmehr für die Zukunft zu sagen: Wir müssen uns gleichschalten und gleichgestalten dem Kirchenbild, das das Konzil uns nun gegeben.“<sup>17</sup>

Besonders deutlich erscheint das Thema der *Anpassung* an das Konzil in den Exerzitien, die er 1968 für die verschiedenen von ihm gegründeten Säkular-Institute gegeben hat, bzw. für die Schönstatt-Patres in der so genannten Landesleitertagung im Februar 1968. Zu nennen sind aber auch die beiden Vorträge vom 19. und 24. März 1968 über Mitverantwortung, Autorität und „mündigen“ Gehorsam. Insgesamt beruft Kentenich sich häufiger auf den *Geist* des Konzils als auf die entsprechenden Dokumente des Konzils.

Also Anpassung an den Geist des Konzils. Folgende Aspekte nennt er:

1. Anpassung an den Begriff der Unfehlbarkeit und Unsündlichkeit der Kirche
2. Anpassung an den Begriff der Autorität
3. Anpassung an den Ausdruck der Wahrheit der christlichen Lehre
4. Anpassung an den Begriff der Welt
5. Anpassung an seine neuartige und neuzeitliche Moral
6. Anpassung an den Wandel in der Auffassung von Frömmigkeit

Es ist erstaunlich, in welcher Tiefe und Radikalität er seinem eigenen Denken neu begegnet und dieses formuliert. Er erscheint hier in hohem Maß als ein Mann des neuen Ufers. Man spürt die leidvolle Geschichte seiner Verbannung nachklingen, wenn er sehr offen und frei von der Sündhaftigkeit der Kirche spricht und dass er froh ist, dass diese jetzt bei den anderen christlichen Konfessionen um Verzeihung gebeten hat. Auch werden die Exilsjahre gegenwärtig, wo es ihm um das Thema „Autorität“ geht. Offen redet er von ihren Grenzen und weist deutlich auf Freimut und Mitverantwortung hin.

Weiter: Die christliche Lehre ist zwar überzeitlich. Sie hat aber in den verschiedenen Zeiten eine besondere Ausprägung.

Und entschieden tritt er für eine auch positive Sicht der „Welt“ und ihrer (relativen) Eigendynamik und Eigenständigkeit ein.

Ein neues Moralprinzip setzt in erster Linie auf die Einsicht und Einfühlung in die jeweiligen Zusammenhänge und den Willen des Menschen, aus seinem Leben das Bestmögliche zu machen (auch moralisch).

Und schließlich sieht er einen Wandel in der Auffassung der Frömmigkeit: Zum einen hin zu einer größeren „Objektivität“, zum anderen gleichzeitig hin zu einer größeren Subjektivität. So wenn er davon spricht, dass die eigene Erfahrung des Numinosen und Göttlichen mehr und mehr in den Vordergrund rückt.

---

<sup>17</sup> Vorträge, I (1965), 119.

Das Wort Kardinal Beas: „Ohne Konzil wären Sie nicht verstanden worden“, hat jetzt noch eine tiefere Bedeutung. *Ohne das Konzil, ohne seinen Verstehenshorizont, versteht sich auch Kentenich/Schönstatt nicht genügend tief.*

## Was das Konzil nicht getan hat

Öfter weist Kentenich darauf hin, dass er weitergeht als das Konzil.

„Was wir seit 1912 gewollt, das ist noch bei weitem nicht das, was das Konzil uns gebracht. Wir sind weit, weit darüber hinausgegangen.“<sup>18</sup>

Mit so einem Wort ist nicht leicht umzugehen. Man könnte es vorschnell in die Reihe der vielen Superlativ-Aussagen einreihen, die die Kentenich-Interpretation oft so schwer machen. Auch kann man nicht damit gleichsam hausieren gehen. Und doch - meine ich - ist es sehr ernst zu nehmen.

Wie ist es wohl gemeint? Da kann man zunächst die kentenichsche Auffassung von den *Säkularinstituten* nennen.

„Das hat sehr viel gekostet, dass auf dem Konzil die Säkularinstitute überhaupt mit heiler Haut davon gekommen sind.“<sup>19</sup>

Ein weiterer Punkt ist die *Gottesfrage*. Auf dem Konzil spielte diese nur ganz am Rande eine Rolle. Sehr schnell tritt sie aber in der Zeit nach dem Konzil ins Zentrum der westlichen Völker. Der Gottesfrage, dem *Gottesbild*, der *Gotteserfahrung*, der Erfahrung Gottes als einem Lebendigen, widmet P. Kentenich ein Leben lang viele Ausführungen. Besonders auffällig in der Zeit von 1965-1968.

Hier darf auch die starke Betonung des *Vaters* genannt werden. Die konziliare Theologie und Spiritualität ist christozentrisch. Schon früh hat Kentenich angemahnt, dass vor allem die Liturgie sich (in Christus durch den Heiligen Geist) an den Vater richtet. Und dass es für das Gottesverständnis insgesamt wichtig ist, Gott als Vater zu sehen.

Aber zutiefst hat die angeführte Behauptung mit dem zu tun, was Kentenich *Psychologie der Zweitursachen* nennt. Auf die Aufforderung hin, er solle jetzt einmal in einem Wort sagen, was die Quintessenz seines Denkens ist, nennt er diese Formel. Zwei Worte also: *Zweitursache* und Psychologie. Um die Schöpfung, speziell den Menschen als echter Ursache geht es ihm. Ebenso um deren Verbindung als zweiter mit der Erstursache. Dann um deren *Psychologie*, d.h. um das, was die Schöpfung in der Seele der Menschen weckt bzw. wie die Seele auf diese reagiert. Das in der Seele Angetoffene soll in seiner (relativen) Eigenständigkeit gesehen und gewertet werden. Hier begegnet Kentenich zutiefst dem Anliegen der Psychologie, wie sie zeitgleich mit seinem Leben und Wirken entstand.

Demgegenüber hebt Kentenich hervor, dass das Konzil im Geist der Kirchenväter (Augustinus ist sein Symbolwort) und vor allem auch der Heiligen Schrift selbst gedacht

---

<sup>18</sup> Vorträge, I (1965), 48.

<sup>19</sup> Vorträge, III (1966), 89.

hat. Also offenbarungstheologisch-übernatürlich-innerkirchlich. Alle Verlautbarungen sind biblisch-patristisch-heilsgeschichtlich orientiert und geprägt. Das Konzil hat seine Achse in einer stark von der Liturgie her gesehenen Ekklesiologie. Die ökumenische Ausrichtung des Konzils, vor allem der sehr einflussreichen mitteleuropäischen Theologen, tat ein Übriges, um stark die bezeichnete stärker platonisch-augustinische Note zu betonen. Weitgehend hatte das Konzil eine Art anti-philosophischen, sprich anti-scholastischen Touch.

Die kirchliche Spiritualität und Theologie ist bis heute davon geprägt. Diese ist betont christologisch, liturgisch, biblisch und ökumenisch.

Das Konzil hat durch *Gaudium et Spes* allerdings einen mächtigen Schritt auf die „Welt“ zu getan. Es anerkennt die relative Autonomie des Geschaffenen und wehrt sich dagegen, dass die Welt nur als die Welt in Sünde gesehen wird, wie in der traditionellen Theologie und Spiritualität.

Hier findet sich Kentenich in hohem Maße bestätigt. Es ist ja sein Ansatz bei der „Natur“, bei der Schöpfung. So sagt er gelegentlich, er könnte auch, wie Thomas von Aquin nach einem Wort von Chesterton den Beinamen „a cretore“ haben (also nicht nur „Dilixit ecclesiam“).<sup>20</sup> Kentenich wird von Anfang an durch das Axiom geleitet: *Gratia praesupponit naturam, non destruit, sed elevat et perficit naturam* (Die Gnade setzt die Natur voraus, sie zerstört sie nicht, sie erhebt sie und vervollkommnet sie). Oder in anderer Terminologie von der Frage nach dem Verhältnis von Erst- und Zweitursache. Beide als wirkliche Ursache verstanden.

So kennt Kentenich einen ausgesprochenen *Weg von unten*. Ja er spricht gelegentlich von einer „*Bekehrung zur Welt*“.<sup>21</sup> Keineswegs leugnet er ihre Sündhaftigkeit.

Und gleichzeitig warnt vor einem allzu großen Optimismus betreffs der Welt und ihren Versuchungen. Dies tut er vor allem auf dem Hintergrund einer Art „*Weltseligkeit*“, wie er es gelegentlich bezeichnet, als unmittelbare Reaktion auf das Konzil. Doch auch hier bleibt er seiner Methode treu, im Zeitgeist auch den Geist Gottes zu erkennen.

Er nimmt solches als Hinweis darauf, dass das Konzil hier nicht genügend gearbeitet hatte. Es gibt noch zu wenig eine eigentlich welthafte Spiritualität. Da ist bis heute manches nachgewachsen. An einer solchen hat er zeitlebens gearbeitet. Hier ist er der kirchlichen Entwicklung voraus.

Hier setzt das ein, was er eigentlich sagen will, wenn er darauf hinweist, dass er weitergegangen ist als das Konzil. Und hier komme ich auf den Ausdruck Psychologie der Zweitursachen zurück. Es geht ihm nicht nur um die auch philosophisch-theologisch anerkannte Sicht der relativen Autonomie des Geschaffenen. Sondern näherhin um die Verbindung des Menschen mit diesem, um die *Bindung* auch seiner Seele und seines Herzens. „*Affektbetonte Gebundenheit*“ nennt er es schon früh und programmatisch. Gerade an den Stellen der Herzensbindungen entsteht Durchsichtig-

---

<sup>20</sup> Vgl. Herbert King (Hrsg.): Joseph Kentenich -ein Durchblick in Texten. Vallendar-Schönstatt, Band 4, 550.

<sup>21</sup> Vgl.: Durchblick in Texten, Band 1, 91. Diese Aufforderung gehört zu den Standards der unmittelbaren Nachkonzilszeit.

keit auf Gott und Göttliches.

Insgesamt geht es ihm auf diese Weise um eine Ergänzung und Weiterführung der rationalen „praeambula“ (Vorerkenntnisse) durch „irrationale“ praeambula (Vor-Erlebnisse und Vor-Erfahrungen).

Im Maß die Eigenwertigkeit des Seelisch-Psychischen Ernst genommen wird, entsteht die Frage: Wie verhalten sich seelische Erkenntnisse und Verwirklichungen zu den philosophisch-theologisch gewonnenen?

Durch die Psychologie, die inzwischen mehr und mehr zur Welt- und Lebensanschauung der Menschen in der westlichen Welt geworden ist, ist das Problem einer *doppelten Wahrheit* entstanden. Psychologische Denkweise denkt vom Menschen her, denkt „von unten“, denkt prozesshaft und denkt in Kategorien der Selbstorganisation der Seele. Die Seele kommt mit ihrem Denken zu entsprechenden Ergebnissen. Diese stimmen nicht notwendigerweise mit den theologisch-philosophisch (dogmatisch und ethisch-normativen) Vorgaben überein. Die Aufgabe ist es, beiden gerecht zu werden.

Und darüber hinaus: Wie in der Vergangenheit die Philosophie von der Offenbarungs-Theologie herangezogen wurde, so soll auch die Psychologie (nicht nur in ihrer pastoral-pädagogischen Bedeutung) mitwirken, um Offenbarungsaussagen besser zu verstehen und vor allem um die große Kluft zwischen diesen und der heutigen menschlichen Seele zu schließen.

Insgesamt geht es Kantenich um eine Neulesung der Tradition (Augustinus-/Thomas) vom Blickwinkel der Psychologie aus. Das muss ja nun tatsächlich nicht unbedingt Aufgabe eines Konzils sein. Doch gehört es zu den wesentlichen Zeitaufgaben der Kirche, wie Kantenich nicht müde wird hervorzuheben.

„Es geht *also* darum, zu überlegen und festzustellen, wie weit des Augustinus theologische und des hl. Thomas philosophische Erkenntnisse *vom psychologischen Standorte aus neu gesehen und miteinander in Verbindung gebracht werden können*.“<sup>22</sup>

„Unsere zentrale Aufgabe besteht darin, die Theologie und Philosophie der Erst- und Zweitursachen *zu ergänzen durch die Psychologie*.“<sup>23</sup>

Insgesamt ist das psychologische Anliegen bei Pater Kantenich vielfach enthalten in dem Stichwort *Leben/Lebensvorgang/Lebensgebilde* und der zahllosen Komposita mit „Leben“.<sup>24</sup>

Zu diesem ganzen Bereich gehört auch die kantenichsche Einsicht, dass wir in einem epochalen Prozess einer „neuen Ich-, Du-, Wir- und Gottfindung“ stehen. Diese ist bedingt durch die Anforderung einer größtmöglichen Übereinstimmung mit sich selbst und dem Kontakt mit den Belangen der Tiefen-Seele, des „Naturreichs der Seele“, wie

---

<sup>22</sup> Kurzstudie 1965. Unveröffentlicht, 6.

<sup>23</sup> Rom-Vorträge, III (1965), 128. Vgl. Durchblick in Texten, Band 3, 210.

<sup>24</sup> Herbert King: Anschluss finden an die religiösen Kräfte der Seele; ders.: Seelsorge als Dienst am Leben in der Schule Pater Joseph Kantenichs; ders.: Neues Bewusstsein, 129-138 („Blickwinkel Leben“).

Kentenich es auch nennt.<sup>25</sup>

Insgesamt weist Pater Kentenich in seinen letzten Jahren darauf hin, dass auch in seiner Lehre alles noch einmal „neu gesehen werden“ und vor allem „neu begründet werden“ will.<sup>26</sup> Mehr und mehr wird ihm im inneren Dialog mit der Zeit seine eigene Sichtweise klar und klarer. Und selbstkritisch sagt er 1963:

„Sie müssen damit rechnen, dass es zumal von der psychologischen Seite her noch sehr viele andersgeartete Begründungen gibt, als wir sie gegeben haben.“<sup>27</sup>

Dazu ist in der Zeit seines Exils manches entstanden, was er gerne noch ausgefaltet hätte. Oben habe ich schon auf seine oft gemachte Aussage hingewiesen, dass das Exil „uns“, d.h. auch ihm, eine „tiefere Integrierung unserer ganzen Lehr- und Lebensweise“ geschenkt hat.<sup>28</sup> „Eine Integrierung unserer ganzen Pädagogik (...) Integrierung nach unten bis ins unterbewusste Seelenleben.“<sup>29</sup>

„Ich darf Ihnen *später einmal* ein ganzes System entwickeln, wie man etwa Derartiges tun kann, dass das unterbewusste Seelenleben frei wird und frei bleibt. Das hat nichts zu tun mit Psychoanalyse. Natürlich sind hier verwandte Lebensvorgänge, die wollen ganz allgemein heute neu gesehen werden.“<sup>30</sup>

Es ist nicht mehr dazu gekommen. *Wir* müssen es tun. Da ist in der Kirche, vor allem auch der Kirche in Deutschland sehr viel entstanden.<sup>31</sup> Insofern ist unsere Kirche inzwischen ebenfalls über das Konzil mit seiner christologisch-liturgisch-biblischen und ökumenischen Akzentuierung hinausgewachsen und lebt gleichzeitig in dieser. Kentenich hätte seine Freude an dieser Entwicklung. Allerdings stellt die genannte Richtung noch nicht den eigentlichen main-stream unserer Kirche dar.

## In der Schule der „neuesten Zeit“

Das Konzil bedeutet de facto so etwas wie einen Dammbbruch. Was über Jahre, wie man jetzt sieht, mühsam gestaut wurde, um vor der modernen Welt geschützt zu werden, bricht auf einmal hervor. In wenigen Tagen oft werden bisher heilig gehaltene Traditionen der Lehre und der Praxis regelrecht hinweggefegt. Nicht durch das Konzil selbst. Doch wirkt dieses wie eine Art Katalysator.

Gleichzeitig erlebt die Gesellschaft als Ganze eine ähnliche Situation des Abbruchs des Alten und des Aufbruchs zu Neuem. Eine alles erfassende Kulturrevolution ist im Gang. Kaum ein Gebiet der Erde ist von der allgemeinen Unruhe ausgenommen.

---

<sup>25</sup> Vgl. Durchblick in Texten, Band 1, 69-99. Ebenso Vorträge, VII (1966), 232-268.

<sup>26</sup> Vgl. die Kurz-Zitaten-Sammlung in: Herbert King: Neues Bewusstsein, 177-181.

<sup>27</sup> Vorträge 1963, 2, 26.

<sup>28</sup> Vorträge, III (1966), 207.

<sup>29</sup> Vorträge, III (1965), 235. Vgl. Herbert King: Marianische Bundesspiritualität. Vallendar-Schönstatt 1993, 180 mit Fußnoten.

<sup>30</sup> Vorträge, III (1966), 236 f.

<sup>31</sup> Ich nenne die Tätigkeit des Instituts für missionarische Seelsorge (IMS). Dann Anselm Grün.

Es ist die „neueste Zeit“, ein Ausdruck, der in diesen Jahren bei P. Kentenich fast ständig vorkommt. „Eine Zeit, die nun hineingaloppiert in die Kirche.“<sup>32</sup> Im Unterschied dazu „ist alles, was wir bisher erlebt, die alte Zeit“<sup>33</sup>.

„Es ist eine total gewandelte Welt, eine neue Welt, ja eine einzigartig neue Welt. Zumal wir, die wir älteren Datums sind, dürfen nie übersehen, dass wir halt immer noch den Begriff der alten Welt mit uns herumschleppen und gar nicht merken, wie diese Welt total in der Wandlung begriffen ist.“<sup>34</sup>

Und diese Zeit bedeutet „einen ganz neuer Ansatz, von dem aus wir Lichtstrahlen fallen lassen können auf die heutige Situation“<sup>35</sup>. Es ist die „pluralistische Zeit“, die in unsere „katholische Enklaven“ und Milieus hereingebrochen ist. Gerade aus diesen kommt ja der Großteil der Schönstätter.

Ist dies nicht die Zeit, für die P. Kentenich sein Werk gegründet hat? Er hat diese Zeit mit großer Hellsicht kommen sehen. Jetzt ist sie da. Wenn man momentan auch noch manches vom Alten halten kann, indem man die Dämme neu aufrichtet oder stützt, so verlangt auf die Dauer diese neueste Zeit eine große Umstellung. Dies ist denn auch das große Anliegen, das Kentenich immer wieder vertritt, wenn es auch nicht mehr in allem zum Durchföhrung kommt. Hier ist das Eigentliche der neuen Situation genannt. Es hilft kein Klagen, kein Zurücksehnen nach früher. Es müssen neue Methoden und Vorstellungen entwickelt werden.

Kentenich hat zwar im Angesicht der heraufziehenden pluralistischen Gesellschaft ein Leben lang gearbeitet. Wurde er aber nicht im Verstehenshorizont von Leuten aufgenommen, die tief verankert waren in der Tradition und im wesentlichen aus katholischen geschlossenen Milieus kamen? Hier gilt es, alles neu zu lesen und tiefer zu sehen.

Es geht also darum, mit der Kirche zu föhlen, insofern diese aufgebrochen ist an das neue Ufer und entsprechende Turbulenzen spürt. Das „sentire cum ecclesia“, das Mitleben mit der Kirche bedeutet auch ein Mitleben mit dem Neuen, was in ihr entstanden ist.

„Weg also von der übertriebenen Festhaltung am Alten! Mitten hinein in das Gewoge der Zeit! Sentire cum Ecclesia! Das besagt, das beinhaltet das Axiom: Sentire cum Ecclesia.“<sup>36</sup>

## Schlussbetrachtung

Zum Schluss komme ich auf das Versprechen zurück, das Pater Kentenich Papst Paul VI. gegeben hat und auf die Symbolik des Grundsteins des jüngst eingeweihten

---

<sup>32</sup> Vorträge, I (1965), 170.

<sup>33</sup> Exerzitien für Schönstatt-Patres 1966, 38.

<sup>34</sup> Vorträge in Oberkirch, II, 110 f.

<sup>35</sup> Exerzitien für Schönstatt-Patres 1966, 37.

<sup>36</sup> Vorträge, II (1965), 259.

Schönstatt-Heiligtums in Rom. An jenem denkwürdigen 8. Dezember 1965, Tag der Gottesmutter Maria und Tag der feierlichen Beendigung des Konzils, ein Tag überschwänglicher Hoffnung und Freude, schrieb der vor wenigen Monaten erst aus seinem Exil frei gekommenen Pater Kentenich auf eine kleines Gedenkblatt:

„Zur Erinnerung an die symbolhafte Grundsteinlegung unseres MTA-Heiligtums im Schatten von St. Peter als sinngemäße Gleich- und Einschaltung in den feierlichen Schlussakt des Zweiten Vatikanischen Konzils, in die Grundsteinlegung einer großen neuen Kirche, die die Mater Ecclesia der Mater Ecclesiae schenkt.“<sup>37</sup>

Und kurz danach, am 22. Dezember gibt er im Namen seiner Gründungen Papst Paul VI. das Versprechen, „uns sehr ernst zu bemühen, mit ihm zusammen zu arbeiten dafür, dass die Kirche ihre Sendung, das heißt ihre nachkonziliare Sendung in vollendeter Weise erfülle im Sinne des neuesten Zeiteufers. Das alles sub tutela Matris Ecclesiae.“<sup>38</sup>

Es kann heute nicht mehr so sehr um Schönstatt selbst gehen. Vielmehr um seinen Dienst. Um den Dienst der Weitergabe der eigenen Schätze an die Kirche. Und darum, sich bereichern zu lassen durch das Viele, was im Volk Gottes seit dem Konzil gereift ist und eben auch durch das, was das Konzil diesem geschenkt hat. Wir könnten das Wort, das P. Kentenich in der Zeit vor seinem Exil inspiriert und geleitet hat, auf die heutige Situation anwenden. Er sagte damals: Ich Sorge mich für die Kirche - die Gottesmutter wird sich für Schönstatt sorgen. Oder wir denken an das Bibelwort: Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit und alles andere wird euch dazu gegeben. Also nicht nur „im Schatten Schönstatts“ denken, sondern im „Schatten der Kirche“. Oder eigentlich besser in seinem und ihrem Licht:

„Im Schatten der *Kirche*, so müssen wir nunmehr sagen, da wollen die Geschicke von Welt und Kirche auf Jahrhunderte wesentlich mitbestimmt werden.“<sup>39</sup>

„Dafür ist Schönstatt als kleines Saatkörnlein 1912 oder, wenn Sie wollen 1914 in das Erdreich der Kirche hineingesetzt worden.“<sup>40</sup>

## Literatur

Herbert King: Kirche wohin?, Vallendar-Schönstatt 1991.

Ders.: Gestaltwandel der Kirche, Vallendar-Schönstatt 1994.

Ders.: Vierter Meilenstein. Unveröffentlicht.

Joseph Kentenich: Familie Gottes. Vorträge in Münster. Bearbeitet und eingeleitet von Herbert King. Haus Mariengrund, Münster 1984

Peter Wolf (Hrsg.): Erneuerte Kirche in der Sicht Josef Kentenichs. Ausgewählte Texte, Vallendar-Schönstatt 2004

---

<sup>37</sup> Vorträge, I (1965), 126. Vgl. auch 99 f.

<sup>38</sup> „Unter dem Schutz der Mutter der Kirche“. Vorträge, II (1965), 21 f.

<sup>39</sup> Vorträge, II (1965), 266.

<sup>40</sup> Ebd., 265.

Guido Bausenhart

## EIN INSTRUMENT DES LAIENAPOSTOLATS? DIE LAIENBEWEGUNG SCHÖNSTATT IM LICHT DES ZWEITEN VATIKANISCHEN KONZILS



Der Autor: Guido Bausenhart, Prof. Dr. theol., geb. 1952, ist Professor für Systematische Theologie am Institut für Katholische Theologie der Universität Hildesheim. Er ist verheiratet und hat drei Kinder. Mit seiner Frau ist er Mitglied im Schönstatt-Institut Familien.

Bereits in den zwanziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts hatte die Tätigkeit P. J. Kentenichs in der deutschen Kirche eine nachhaltig hohe Resonanz erfahren, so dass ein größeres Tagungshaus in Schönstatt notwendig geworden war. Als am 15. August 1928 der Trierer Erzbischof Franz Rudolf Bornewasser dann das sogenannte Bundesheim einweihte, präsentierte Kentenich ihm seine Gründungen „als eine konkrete Verwirklichung der Katholischen Aktion, wie sie Papst Pius XI. zum Programm seiner Regierung gemacht hatte“<sup>1</sup>.

J. Kentenich traf damit den Nerv der damaligen römischen Strategie, die prekär werdende gesellschaftliche Präsenz der katholischen Kirche nach dem Modell der „Katholischen Aktion“ zu gestalten und damit zu verbessern; und er durfte mit Beifall rechnen. Dennoch passte die wachsende Bewegung schon damals nicht in die Form der „Katholischen Aktion“; in deren begrenzter Perspektive gesehen kommt zu vieles Wesentliche schon des jungen Schönstatt überhaupt nicht in den Blick. Daneben tritt in den folgenden Jahrzehnten auch das Ungenügen dieser kirchlichen Apostolatsstrategie unübersehbar zu Tage. Spätestens im Zweiten Vatikanischen Konzil wird sich dies überdeutlich zeigen.<sup>2</sup>

---

<sup>1</sup> Engelbert Monnerjahn, P. Joseph Kentenich. Ein Leben für die Kirche, Vallendar-Schönstatt: Patris 1975, 126.

<sup>2</sup> Die folgenden Ausführungen greifen zurück auf meine Forschungen im Blick auf einen theologischen Kommentar zum Konzilsdekret zum Laienapostolat *Apostolicam actuosi-*

## Schönstatt – eine Variante der „Katholischen Aktion“?

In seiner Antrittsenzyklika *Ubi arcano* (1922) hatte Papst Pius XI. angemahnt, dass auch die Laien sich an der Erneuerung des auch sittlich und religiös verwüsteten Nachkriegseuropa engagieren, zusammen mit ihren Hirten und in Unterordnung zu ihnen, gebunden an die Weisungen der kirchlichen Hierarchie. Darin komme ihre Würde als „auserwähltes Geschlecht und königliche Priesterschaft, als heiliger Stamm und Volk, das sein Eigentum wurde“ (2 Petr 2,9) zum Ausdruck.<sup>3</sup> Schon Pius X. hatte begonnen, die bestehenden katholischen Vereinigungen in eine Organisationsform einzubinden, die eng an die Hierarchie angegliedert sein sollte. Papst Pius XII. hat später in seiner Ansprache *De quelle consolation* (1951) eine klassische Formel gefunden: Danach sei die „Katholische Aktion“ „ein Werkzeug in der Hand der Hierarchie, ... gleichsam die Verlängerung ihres Armes“<sup>4</sup>.

Bedeutsam in dieser Konzeption des Laienapostolats ist, dass die Berufung des Laien zum Apostolat als eine gleichsam bloß äußerliche gedacht wird: Sie kommt ihm nicht aufgrund seines Christseins zu, sondern allein in der Inanspruchnahme durch die hierzu beauftragende Hierarchie. In einem Grundsatzreferat beim ersten Weltkongress für das Laienapostolat (1951) führte Kardinal Caggiano aus:

„Die Hierarchie göttlicher Einrichtung besitzt auch ohne Mitarbeit der Laien aus sich heraus und ausdrücklich die Mission und die Vollmacht, die sie wirksam in dem ihr eigenen Apostolat gebrauchen könnte, während die Laien aus sich heraus, das heißt unabhängig von der Hierarchie, und formell die Vollmacht absolut nicht besitzen, ein rechtmäßiges und wirksames Apostolat zu verwirklichen.“

„Apostolat“ wird von den Aposteln hergeleitet und abgeleitet und von der Hierarchie, die sich als die Nachfolger der Apostel weiß, nur auf sich selbst bezogen, für sich selbst beansprucht wie als Anspruch wahrgenommen. Laien im Apostolat sind so nur als solche zu denen, die teilhaben an diesem hierarchischen Apostolat: „apostolatus hierarchici participes“ schreibt Papst Pius XI. an Kardinal Bertram (1928)<sup>5</sup>. Weil so aber die Grenzen zwischen der Hierarchie und den Laien verwischt zu werden drohen, bevorzugt Papst Pius XII. die Rede von der „Mitarbeit (collaboratio)“ der Laien am Apostolat der Hierarchie, weil das Apostolat der Laien „immer Apostolat von Laien bleibt und nicht 'hierarchisches Apostolat' wird, auch wenn es mit kirchlichem Mandat ausgeübt wird“<sup>6</sup>. Jetzt aber stellt sich die Frage, woraus

---

*tatem*, publiziert in: Peter Hünermann/Bernd Jochen Hilberath (Hg.), Herders Theologischer Kommentar zum Zweiten Vatikanischen Konzil (HThK Vat.II, Bd.4), Freiburg-Basel-Wien: Herder 2005, 1-123.

<sup>3</sup> Vgl. AAS 14 (1922) 673-700.

<sup>4</sup> Zitiert nach Anton Rohrbasser (Hg.), Heilslehre der Kirche, Freiburg (Schweiz) 1953, Nr. 1597, S. 1024.

<sup>5</sup> AAS 20 (1928) 385.

<sup>6</sup> Vgl. AAS 49 (1957) 925.

denn das Apostolat der Laien entspringt, ob es denn eine von der Hierarchie unabhängige Quelle des Apostolats gebe, demnach auch ein von der Hierarchie unabhängiges Apostolat, das erst sekundär zur Zusammenarbeit mit dem hierarchischen Apostolat findet. – Dieser gordische Knoten wird erst von den Vätern des Zweiten Vatikanischen Konzils gelöst werden.

Die Schönstatt-Bewegung artikulierte sich von ihren Anfängen an, spätestens seit der Gründung des Apostolischen Bundes 1919 als betont apostolische Bewegung.<sup>7</sup> Zugleich bedeutete diese Gründung die Entscheidung für den laikalen Charakter der Bewegung. In den Statuten liest man: „Zweck des Bundes ist die Erziehung gebildeter Laienapostel im Geiste der Kirche.“<sup>8</sup> Als 1920 auch die Apostolische Liga ins Leben getreten war, erhielt das Gesamtwerk den Namen „Apostolische Bewegung von Schönstatt“.

Das Verständnis von Apostolat war in Schönstatt aber von Anfang an nicht das der „Katholischen Aktion“. „Apostolat“ meinte nicht zuerst Aktion oder bloß punktuelle Aktivität, „Apostolat“ war radikaler gedacht, d.h. bis in seine Wurzeln und Bedingungen in der Person verfolgt – Kentenich spricht von „Seinsapostolat“: Der in den Statuten des Apostolischen Bundes angezielte „Laienapostel“ sollte zuerst der „neue Mensch in Christus“ sein und über „das ernste Streben nach größtmöglicher standesgemäßer Vollkommenheit“ – so wiederum in den Statuten – realisiert werden. „Danach bestand die Aufgabe des Bundes nicht in dieser oder jener spezialisierten apostolischen oder sozialen Aktivität, sondern in der Formung von Christen, deren ganzes Leben in selbstverständlicher Weise im Dienste des Glaubens und der Liebe stand.“<sup>9</sup> In einem Brief vom 6. November 1919 an die Gruppenführer des jungen „Apostolischen Bundes“ stellt Kentenich schlicht fest: „Was unserer Zeit vor allem, um nicht zu sagen, allein not tut, das sind neue Heilige, große, überzeugende, hinreißende Heilige, und wenn nicht Heilige, so doch neue Menschen, ganze Menschen, neue Christen, wahre, innerliche, vollkommene Christen.“<sup>10</sup> 1934 wird Kentenich in einer „Marianisch-pädagogischen Tagung“ zusammenfassen: „Die Wurzel ist die Marienverehrung, der Stamm die Selbstheiligung, die Frucht das Apostolat.“<sup>11</sup>

Im Horizont des theologisch-spirituellen Denkens J. Kentenichs und seines pädagogisch-pastoralen Handelns war Apostolat integriert in eine Gesamtkonzeption von Christsein. Es entspricht seiner Option für Authentizität und der daraus resultierenden Allergie gegen bloße Äußerlichkeiten, daß er apostolisches Wirken in einer apostolischen Spiritualität begründet sehen wollte. Darin war der „alte Schlauch“ ei-

---

<sup>7</sup> Vgl. Monnerjahn, P. Joseph Kentenich 95-109.

<sup>8</sup> Zitiert nach Monnerjahn, P. Joseph Kentenich 101.

<sup>9</sup> Monnerjahn, P. Joseph Kentenich 101.

<sup>10</sup> Diözesanrat des Schönstattwerkes im Erzbistum Paderborn (Hg.), Hörder Dokumente. Zum fünfzigjährigen Jubiläum der Hörder Tagung, als Manuskript gedruckt, o.J. (1969), 112.

<sup>11</sup> Pater Joseph Kentenich, Marianische Erziehung. Pädagogische Tagung, Vallendar-Schönstatt: Patris 1971, 169.

ner Apostolatsvorstellung nach Art der „Katholischen Aktion“ gesprengt. Programatisch bestimmt Kantenich 1934: „In Deutschland müßte Katholische Aktion gleichbedeutend werden mit der katholischen Glaubensbewegung.“<sup>12</sup> In dieser Einschätzung wird auch Hans Urs von Balthasar mit ihm übereinstimmen: Der wirbt dafür, der „Katholischen Aktion“ eine „Katholische Kontemplation“ zur Seite zu stellen; es gehe um „die letzte Ermöglichung und Fruchtbarmachung der Idee der „Katholischen Aktion“ durch diejenige der vollkommenen Nachfolge Christi“<sup>13</sup>.

## Schönstatt – ein Wegbereiter des Konzils?

Schönstatt war kein Wegbereiter des Zweiten Vatikanischen Konzils, konnte es nicht sein. Denn die Verbannung des Gründers zu Beginn der fünfziger Jahre und die damit gegebene Verdächtigung seiner Gründung ließen keine Impulse zu, die auf das kirchliche Leben außerhalb der Bewegung hätten Einfluss nehmen und dort fruchtbar werden können. Dennoch erscheint Schönstatt in eigenartiger Weise „vorbereitet“ auf das Konzil und die dort aufgebrochenen neuen bzw. alten Einsichten.

Dazu gehört eine theologische Sicht des Laien in der Kirche, die ihn in eigener Ursprünglichkeit seines Christseins zum Apostolat ermächtigt sieht: befähigt und berufen. Seine eigenwillige, d.h. seine die offizielle Konzeption auch uminterpretierende Definition der „Katholischen Aktion“, die 1934 die Sicht des Konzils vorwegnimmt:

„Hören Sie noch einmal die Definition der Katholischen Aktion: Gottgewollte Teilnahme der Laien an dem hierarchischen Apostolat der Kirche. Teilnahme der Laien. Worin gründet diese Teilnahme? Bloß in einem Recht, das Papst und Bischöfe mitgaben, oder haben sie ganz bestimmte Unterlagen und Quellgründe dafür, aus denen heraus sie arbeiten und ihre Programmpunkte uns gaben? So müssen wir wohl die Teilnahme an der hierarchischen Sendung, am Apostolat der Kirche durch ein anderes Wort ersetzen; nicht nur gottgewollte, sondern göttliche Teilnahme. Darauf müssen Sie Gewicht legen: nicht nur gottgewollt – das ist sie schon deswegen, weil unsere Vorgesetzten uns gerufen; damit ist aber noch nicht unmittelbar eine göttliche Sendung bereitgestellt -, nein, wir haben eine göttliche Sendung!“<sup>14</sup>

Der breite Strom des Laienthemas war im Laufe des Jahrhunderts vor dem Konzil von einer Vielzahl unterschiedlicher Zuflüsse gespeist worden: dem gesellschaftlichen, sozialen und kulturellen Engagement katholischer Laien im Rahmen unterschiedlich ausgeprägter Katholizismen<sup>15</sup>; dem „Erwachen der Kirche in den Laien“

---

<sup>12</sup> Kantenich, Marianische Erziehung 49.

<sup>13</sup> Hans Urs von Balthasar, Gottbereites Leben, Einsiedeln-Freiburg: Johannes 1993, 49.

<sup>14</sup> Kantenich, Marianische Erziehung 49f.

<sup>15</sup> Zum Katholizismus vgl. Karl Gabriel/Franz Xaver Kaufmann (Hg.), Zur Soziologie des Katholizismus, Mainz; Matthias Grünewald 1980; Heinz Hürten, Kurze Geschichte des deutschen Katholizismus 1800-1960, Mainz 1986. – für Österreich: Markus Lehner, Vom Bollwerk zur Brücke, Thaur 1992. – für die Schweiz: Urs Altermatt, Der Weg der Schwei-

im Horizont des sogenannten Laienapostolats bzw. der „Katholischen Aktion“; schließlich der theologischen Reflexion dieser Vorgänge in der Perspektive einer Theologie des Laien<sup>16</sup>. Hieraus fließt die theologische Inspiration für das Konzil, von Theologen wie Yves Congar<sup>17</sup>, Gérard Philips<sup>18</sup>, Hans Urs von Balthasar<sup>19</sup>, Alfons Auer<sup>20</sup>, Karl Rahner<sup>21</sup> und Edward Schillebeeckx<sup>22</sup>.

J. Kentenich stellte seine Gründung von Anfang an auf eine „Diasporasituation“ des Christentums ein, zu Zeiten, als das sogenannte Katholische Milieu noch lange, bis in die sechziger Jahre, die Realität und auch das Lebensgefühl der deutschen katholischen Kirche bestimmte. Die Jahre des Nationalsozialismus wurden zur großen Bewährungsprobe der angestrebten „Diasporafähigkeit“. 1934 stellt Kentenich fest: „Wir brauchen eine neue seelische Grundhaltung des Christentums, und diese ruht in dem großen Gedanken, in der großen Wahrheit: Wir alle sind von Gott gesandt. Nicht nur der Priester, auch der Laie hat eine Sendung für die ganze Welt, für die Verchristlichung der Welt und des Volkes.“<sup>23</sup>

Die Schönstatt-Bewegung steht damit in einer gleichsinnigen Bewegung mit anderen apostolischen Gemeinschaften im Vorfeld des Konzils<sup>24</sup>: Der Anschluss an

---

zer Katholiken ins Ghetto, Freiburg <sup>3</sup>1995; ders., Katholizismus und Moderne, Zürich <sup>2</sup>1991.

<sup>16</sup> Zur Theologie des Laien vor dem Konzil vgl. meinen Kommentar in HThK Vat.II, Bd. 4, 26-32.

<sup>17</sup> Vgl. Yves Congar, Der Laie. Entwurf einer Theologie des Laientums, Stuttgart 1956.

<sup>18</sup> Vgl. Gérard Philips, Der Laie in der Kirche. Eine Theologie des Laienstandes für weitere Kreise (Wort und Antwort 14), Salzburg 1953.

<sup>19</sup> Vgl. Hans Urs von Balthasar, Der Laie und der Ordensstand (1948): ders., Gottbereites Leben, Einsiedeln-Freiburg 1993, 31-107; ders., Der Laie und die Kirche (1954): ders., Sponsa Verbi, Einsiedeln 1960, 332-348.

<sup>20</sup> Vgl. Alfons Auer, Weltoffener Christ. Grundsätzliches und Geschichtliches zur Laienfrömmigkeit, Düsseldorf: Patmos 1960; ders., Christsein im Beruf. Grundsätzliches und Geschichtliches zum christlichen Berufsethos, Düsseldorf: Patmos 1966.

<sup>21</sup> Vgl. Karl Rahner, Sakramentale Grundlegung des Laienstandes in der Kirche (1960): ders., Schriften zur Theologie 7, Einsiedeln-Zürich-Köln: Benziger 1971, 330-350; ders., Über das Laienapostolat: ders., Schriften zur Theologie 2, Einsiedeln-Zürich-Köln: Benziger 1955, 339-373.

<sup>22</sup> Vgl. Edward Schillebeeckx, Theologische grondslagen van de lekenspiritualiteit: Tijdschrift voor Geestelijk Leven 5 (1949) 146-166; ders., De leek in de kerk: Tijdschrift voor Geestelijk Leven 15 (1959) 669-694.

<sup>23</sup> Kentenich, Marianische Erziehung 50. – Kentenich fragt: „Woher kommt es wohl, daß der Katholizismus diasporaunfähig ist? ... Es sind verschiedene Antworten gegeben worden. Und eine davon lautet: Das kommt daher, weil die Kirche eine *societas inaequalis* ist; das kommt von dem großen Unterschied zwischen Klerus und Volk. Das kann aber nicht der letzte Grund sein; höchstens der Mißbrauch dieses Grundes ist es. ...“ (52) Weiter erinnert er an „eine doppelte, schier vergessene Wahrheit, eine verschüttete Wahrheit, eine katholische Wahrheit: Das ist erstens die Wahrheit vom allgemeinen Priestertum...“ (53)

<sup>24</sup> Vgl. meinen Kommentar in HThK Vat.II, Bd. 4, 11-21.

*Vinzenz Pallotti* ist ausdrücklich; Papst Pius XI. nennt ihn 1932 einen „Vorläufer der Katholischen Aktion“. Pallotti selbst verbindet den Missions- mit dem Apostolatsgedanken und erstrebt den weltweiten Zusammenschluss aller apostolischen Kräfte der Kirche. In den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts schreibt *Joseph Cardijn* (1882-1967) das Apostolat auf die Fahnen der von ihm gegründeten „Christlichen Arbeiterjugend (JOC/CAJ)“; er will der Welt der Arbeiterschaft als einem „Missionsgebiet“ „ihre göttliche, religiöse, erlösende Bedeutung zurückgeben“ über „die Umgestaltung des realen täglichen Milieus“. <sup>25</sup> Auch die im 19. Jahrhundert aufbrechende *Missionsbewegung* ist eine Initiative überwiegend von Laien, die dann von Missionszyklen der Päpste flankiert wird.

Die Schönstatt-Bewegung gehört auch zu den neuen Formen geistlichen Lebens, die dann vom Konzil legitimiert werden sollten, zu Spiritualitäten eines entschiedenen Ja zur Weltwirklichkeit, zum Alltag der jeweiligen Lebenswelt als dem immer schon gegebenen und aufgegebenen, nicht erst sekundär zugewiesenen Ort apostolischen Christseins. Eine der zentralen Dimensionen schönstättischer Spiritualität ist die „Werktagsheiligkeit“, eine Alltagsfrömmigkeit, die Glauben und Leben, Religion und Kultur, religiöses und alltägliches Leben miteinander zu verbinden und füreinander fruchtbar zu machen sucht. Eine Nähe zu Franz von Sales („Philothea“) und Ignatius („Gott suchen, finden, lieben in allen Dingen, Menschen und Ereignissen“) ist unverkennbar. - Die 1921 in Dublin als Laienbewegung gegründete *Legio Mariae* verbindet mit ihrer marianischen Spiritualität eine ausgeprägt apostolische Wirksamkeit. - Das *Opus Dei*, 1928 in Madrid von Josemaría Escrivá de Balaguer (1902-1975) gegründet, betont den Beruf als wesentlichen Weg persönlicher Heiligung wie auch des Apostolats. Das johanneische „nicht von der Welt“ (Joh 17,16) wird bis zum äußersten gespannt, wenn Bischof Alvaro del Portillo, Prälat des Opus Dei, am 18.05.1992 in Rom anlässlich der Seligsprechung des Gründers diesen interpretiert: „Ja, es ist möglich, *von der Welt*, dabei aber nicht *verweltlicht* zu sein; man kann tatsächlich an dem Platz bleiben, an den man gestellt ist, und doch Christus folgen und bei ihm bleiben. Es ist möglich, im Himmel und auf der Erde zugleich, beschaulich inmitten der Welt zu leben und alle Umstände des gewöhnlichen Lebens in Gelegenheiten zu einer Begegnung mit Gott zu verwandeln.“ <sup>26</sup> - In den *Säkularinstituten* erwachsen dem Leben der Kirche in der Tradition der Orden neue Formen gottgeweihten Lebens: Im Kontext der „Katholischen Aktion“, des wachsenden kirchlichen Selbstbewusstseins der Laien und der Problematik der Stellung des Christen in einer sich säkularisierenden Kultur und Gesellschaft entstehen in Spanien, Frankreich, Italien und Deutschland religiöse Gruppierungen, die sich als „Orden in der Welt“ verstehen. <sup>27</sup> Die Berufung zu einem verbindlichen Leben nach den

<sup>25</sup> Joseph Cardijn, *Laien im Apostolat*, Kevelaer 1964, 104; 35.

<sup>26</sup> Zitiert nach Pedro Rodríguez u.a., *Das Opus Dei in der Kirche*, Paderborn 1997, 235.

<sup>27</sup> Zu den Säkularinstituten vgl. Gertrud Pollak, *Der Aufbruch der Säkularinstitute und ihr theologischer Ort. Historisch-systematische Studien*, Vallendar-Schönstatt: Patris 1986; Norbert Martin, *Der Ordenspartisan. Zur Soziologie der Säkularinstitute in der katholischen Kirche*, Meisenheim am Glan 1968.

evangelischen Räten führt deren Mitglieder nicht aus ihrem Beruf und ihren alltäglichen Pflichten und Lebensumständen heraus, sondern bestimmt ihre geistliche Lebensform als eine des Sauerteigs, der in größtmöglicher Nähe und in nur innerer Distanz zur säkularen Welt diese von innen her zu verwandeln sucht.

Die angedeutete neue Spiritualität kreiert auch einen neuen Typ christlicher Existenz, der in konkreten Personen anschaulich wird, von denen wiederum die spirituelle Signatur des Jahrhunderts ihre Impulse und ihre Prägung erfährt. *Charles de Foucauld* (1858-1916) entwirft den Typ vormissionarischen Christseins in der Welt; ihm ist es genug zu säen, er erntet nicht. - Der unscheinbare, hinter den Mauern des Karmels von Lisieux verborgene, nur 24 Jahre dauernde, bis zu ihrem Tod von keiner Öffentlichkeit wahrgenommene Lebensweg der *Thérèse Martin* (1873-1897) hat als der „Kleine Weg“ der geistlichen Kindheit in der Geschichte der Spiritualität seinen Platz gefunden.<sup>28</sup> - *Madeleine Delbrêl* (1904-1964) schließlich kehrt 1933 Paris den Rücken und läßt sich in der kommunistisch regierten und atheistisch geprägten Arbeitervorstadt Ivry als Sozialarbeiterin nieder. Dabei erfährt sie sich selbst auf ein solches Leben nicht vorbereitet und sieht auch die Kirche insgesamt einer solchen Missionssituation nicht gewachsen. Die Herausforderung formuliert sie so:

„Wenn unser Christenleben allgemein so unfähig bleibt, die Welt zu durchdringen und deren feindliche Kräfte zu überwinden, so deshalb, weil es nicht restlos und ausschließlich christliches Leben ist; wenn unser Christenleben bei seinem Einsatz in der Welt oft zerbröckelt, aus dem Gleichgewicht gerät oder seine Gestalt einbüßt, wenn es sich mehr als normal verbraucht, so deshalb, weil es nicht restlos und ausschließlich christliches Leben ist.“<sup>29</sup>

## Das Konzil – ein Anlauf zum Sprung

Das Zweite Vatikanische Konzil bearbeitet die Laienfrage in einer Gemischten Kommission, zusammengesetzt aus Mitgliedern der „Theologischen Kommission“, die an der wegweisenden Dogmatischen Konstitution über die Kirche *Lumen gentium* arbeitete, und Mitgliedern der Kommission, der das Dekret über das Apostolat der Laien übertragen war. Für die Frage des Laienapostolats setzt das Konzil zu einem Sprung an, den man nach drei Dimensionen entfalten kann. Dies soll im Folgenden geschehen.<sup>30</sup>

---

<sup>28</sup> Zu Thérèse von Lisieux vgl. Pierre Descouvemont, Art. Thérèse de l'Enfant-Jésus : Dictionnaire de Spiritualité 15 (1991) 576-611.

<sup>29</sup> Madeleine Delbrêl, Gebet in einem weltlichen Leben (Beten heute 4), Einsiedeln-Freiburg <sup>5</sup>1993, 100.

<sup>30</sup> Zum ‚Laien‘ des II. Vatikanums vgl. die Kommentare zum 4. Kapitel von *Lumen gentium*, ferner: Edward Schillebeeckx, Die typologische Definition des christlichen Laien: Guilherme Baraúna (Hg.), De Ecclesia II, Freiburg-Basel-Wien/Frankfurt 1966, 269-288; Elisabeth Braunbeck, Der Weltcharakter des Laien. Eine theologisch-rechtliche Untersuchung im Licht des II. Vatikanischen Konzils (Eichstätter Studien NF 34), Regensburg

Grundlegend ist die Beantwortung der Frage, von woher denn den Laien die Kompetenz und der Auftrag zum Apostolat zukämen. Man wird der traditionellen vorkonziliaren Sicht nicht grob Unrecht tun, wenn man die in der Enzyklika Pius' XII. *Mediator Dei* (1947) begegnende Kombination von Joh 20,21 mit Lk 10,16 für durchaus repräsentativ nimmt: Wie sich Jesus Christus vom Vater gesandt weiß, so sendet er die Zwölf bzw. die Apostel (und eben deren Nachfolger); und wer diese hört, der hört den Herrn selbst. Eine solche lineare und vertikale Ableitung des kirchlichen Apostolats vom Vater über den Sohn bis zur Hierarchie – und nur bis zu ihr! – hat das Konzil nicht überlebt. In dieser Figur waren Laien eigentlich nicht vorgesehen gewesen. Jetzt werden in *Lumen gentium* die Laien als Subjekte der Kirche rehabilitiert, und das Dekret über das Laienapostolat *Apostolicam actuositatem* verabschiedet die Vorstellung, nach der das Apostolat der Laien allein als Teilhabe bzw. Mitarbeit am Apostolat der Hierarchie zu verstehen sei (AA 2). Apostolat wird nicht mehr, wie noch in den ersten Textentwürfen, von den Aposteln her (und deren Nachfolgern) bestimmt, sondern von der Kirche. Damit war der Weg frei zu sagen, Pflicht und Recht zum Apostolat der Laien gründe in der Einheit mit Christus, die durch die Taufe gestiftet und durch die Firmung mit der Kraft des Heiligen Geistes gestärkt werde (AA 3); „der Herr selbst“ (ab ipso Domino) bestimme alle Glieder der Kirche unmittelbar zum Apostolat. Auch ein letzter Versuch, das „ab ipso Domino“ durch „per Ecclesiae ministerium (durch den Dienst der Kirche)“ näher zu bestimmen, wurde von der Konzilskommission abgewiesen.

Auch eine zweite Klärung lässt die alten Schläuche platzen: „Apostolat“ meint nun nicht mehr die eine oder andere partikulare Initiative oder Aktivität der Kirche und ihrer Glieder, vielmehr ihr ganzes Engagement: „jede Tätigkeit des Mystischen Leibes, die darauf ausgerichtet ist, wozu die Kirche geboren ist“ (AA 2). Wie Papst Paul VI. das später von „Evangelisierung“ sagen kann, so ist hier „Apostolat“ ein Name für die Kirche selbst und ihre Identität geworden. „Apostel“ sein kann so jetzt nur heißen: an der Sendung der Kirche insgesamt teilzuhaben (LG 33), und tendiert zu einem Ausdruck für Christsein überhaupt. Hier geschieht eine radikale Verinnerlichung des Apostolatsverständnisses: Apostolat gründet nicht in einer innerkirchlichen Delegation oder Beauftragung, vielmehr in der sakramentalen Sendung durch Jesus Christus selbst in der Taufe.

Ein Drittes: Die Sicht der Welt als des Ortes laikaler Existenz in der Kirche erfährt im Konzil eine gründliche Re-vision: Lange und intensiv hatten die Konzilsväter über die beiden Ziele des Apostolats der Kirche beraten und über deren beider Verhältnis zueinander gestritten. *Apostolicam actuositatem* formuliert als Ziele die „Evangelisierung und Heiligung der Menschen“ auf der einen Seite, die „Erfüllung und Vervollkommnung der Ordnung der zeitlichen Dinge aus dem Geist des Evangeliums“ auf der anderen (AA 2). So einig man sich war, dass beide Ziele nicht einfach nebeneinander stehen, getrennt voneinander verfolgt werden könnten und erst

---

1993; Elfriede Glaubitz, *Der christliche Laie. Vergleichende Untersuchung vom Zweiten Vatikanischen Konzil zur Bischofssynode 1987, Würzburg 1995, 65-122.*

nachträglich und akzidentell in dem einen handelnden Subjekt übereinkämen, so schwierig war es, beider Verhältnis positiv so zu bestimmen, dass man der Sendung der Kirche treu bleibt und der Welt gerecht wird. Zwei Einschübe in das Dekret über das Apostolat der Laien offenbaren deutlich die Aussageabsicht: Die Herrschaft Christi, die auszubreiten Sache der Kirche, gilt nicht allein der Erlösung der Menschen, sondern auch der Welt, woraus für die Kirche die Aufgabe entsteht, „die gesamte Welt auf Christus hinzuordnen“. Die zweite Verdeutlichung unterstreicht noch einmal, dass auch der vom Evangelium her motivierte Einsatz für die Vervollkommnung der Ordnung der zeitlichen Dinge „wirklich“ Apostolat sei und ebenso Zeugnis für Christus ablege wie dem Heil der Menschen diene (AA 2). Indem die Kirche die Welt zum Faktor ihrer Selbstbestimmung macht und sich als „Sakrament der Welt (sacramentum mundi)“ versteht, kann nun nicht mehr zwischen Heildienst und Weltdienst, zwischen christlichem Heil und menschlichem Wohl in einer Weise unterschieden werden, als stehe die Gestaltung der Welt und der Gesellschaft und die Vermittlung des Heils nebeneinander, als könnte „Heil“ selbst als von der „Welt“ abgesetzter Raum gedacht werden statt vielmehr als ihre Qualität, als könnte Christsein anders und anderswo gelebt werden als in menschlich-weltlich-geschichtlichen Situationen.

Eine „Erlösung der Welt“ zu denken und die Rolle der Kirche darin präzise zu bestimmen, fällt den Konzilsvätern nicht leicht. Beim Zweiten Weltkongress für das Laienapostolat (1957) hatte Kardinal Montini (Mailand), der spätere Papst Paul VI., von der Sorge gesprochen, „dass das Heilige nicht befleckt, sondern vermittelt und das Profane nicht verdrängt, sondern geheiligt wird“<sup>31</sup>. Das Konzil vermeidet den Begriff der „consecratio mundi (Heiligung der Welt)“, obwohl Papst Pius XII. gerade damit die Aufgabe der Laien umschrieben hatte. Diese Bezeichnung sei missverständlich; die Welt solle gerade nicht ausgesondert und ihrem ursprünglichen Umgang entzogen werden. Die biblischen Metaphern „Licht der Welt“ und „Salz der Erde“ unterstreichen, worum es geht; die Welt in ihr eigenes rechtes Licht zu rücken und sie so erst richtig sehen zu können bzw. der Erde als Salz zu ihrem eigenen Geschmack zu verhelfen, sie zu sich selbst zu befreien und sie so noch attraktiver werden zu lassen. In der Textgeschichte von *Lumen gentium* manifestiert sich eine Entwicklung in der Sicht der Welt und des Verhältnisses der Kirche zu ihr: „von der Konfrontation zu einer wachsenden Erhellung und theologischen Durchdringung der „Welt“ im Rahmen der göttlichen Heilsökonomie und der kirchlichen Sendung“<sup>32</sup>. Von daher verändert sich auch die Einschätzung des Weltcharakters der Laien: Ist er zunächst irrelevant für die theologische Qualifizierung des Laien, ihm äußerlich („nicht von der Welt“), wird die Welt dann zum Ort und zur Aufgabe („in der Welt“), bis die Welt schließlich für den Laien theologische Dignität erhält und er sich als Christ selbst gar nicht unabhängig von ihr verstehen kann („als Kirche in der Welt“).

---

<sup>31</sup> Zitiert nach Ferdinand Klostermann, Die Problematik des Laienapostolates nach dem zweiten Weltkongress in Rom: ThPQ 106 (1958) 89-104; hier: 97.

<sup>32</sup> So resümiert Braunbeck ihre Analysen (Der Weltcharakter des Laien 94).

## Schönstatt – am neuen Ufer?

J. Kantenich sah die Kirche lange vor dem Konzil im „Aufbruch an ein neues Ufer“; 1951 führte er diesen Gedanken anlässlich eines Terziats in Chile aus.<sup>33</sup> Im Konzil setzt die Kirche den „Anfang eines Anfangs“ (Karl Rahner). J. Kantenich fällt es leicht, sich und seine Gründung mit diesem Anfang zu identifizieren.

Hier soll abschließend nur noch auf einen Sachverhalt hingewiesen werden: auf die Schwierigkeiten der Konzils Bischöfe, ihre neuen theologischen Einsichten in die Stellung des Laien in der Kirche, in Bedeutung und Umfang des kirchlichen Apostolats sowie in den Stellenwert der Welt mit einer all dem entsprechenden Spiritualität zu verbinden, sie in einer solchen zu „erden“ und sie als konkretes Leben aus dem Glauben zu buchstabieren. Die Ausführungen im Dekret über das Apostolat der Laien (Nr. 4) sind eher blass geblieben; sie konnten ja auch kaum auf Erfahrungen zurückgreifen.

Das Konzilsdekret findet den Schlüssel für eine Spiritualität des Apostolats im Gedanken der lebendigen Einheit mit Christus, dem „Quell und Ursprung des ganzen Apostolats der Kirche“ (AA 4). Weil das „Leben innigster Einheit mit Christus“ eine dynamische Realität ist, schwinden und wachsen kann, bedarf es „geistlicher Hilfen“. AA 4 erinnert hierbei allein an die „tätige Teilnahme an der Heiligen Liturgie“. Hier ist gewiss ein breiteres Spektrum von „Hilfen“ denkbar und empfehlenswert. Diese eher generellen Ausführungen werden in laienspezifischer Weise fortgeführt, indem die „gewöhnliche“ Lebenswelt der Laien mit ihren alltäglichen Pflichten in die Christusbeziehung hinein genommen und als von Gott aufgegebenes und seinem Willen verrichtetes Werk gerade zur Substanz des Wachstums der Einheit mit Christus wird. „Schwierigkeiten“ eines solchen geistlichen Weges werden mit eben diesem Wort angedeutet, aber nicht ausgeführt; sie seien „in Klugheit und Geduld“ zu überwinden. Hier vermisst man einen Hinweis auf die Ambivalenz der „Welt“ (vgl. Röm 12,2) und eine den evangelischen Räten analoge Askese.

Nur nach zwei Seiten hin soll hier noch die reiche Erfahrung schönstättischer Spiritualität und Pädagogik angedeutet werden, die dem Skelett solcher richtiger Aussagen das Fleisch konkreter Anschaulichkeit beifügen könnte.

Die Konzilsväter haben in der Kirchenkonstitution *Lumen gentium* den „übernatürlichen Glaubenssinn (sensus fidei) des ganzen Gottesvolkes“ rehabilitiert (LG 12). Gemeint ist damit ein mit wachsender Glaubenserfahrung wachsendes Gespür für die Wirklichkeit Gottes, das mit wachsender Sicherheit erlaubt, die Stimme Gottes und sein Wirken zu identifizieren im Stimmengewirr des Alltags und in all dem

---

<sup>33</sup> Zu J. Kantenichs Sicht der Kirche vgl. Peter Wolf (Hg.), Erneuerte Kirche in der Sicht Josef Kantenichs. Ausgewählte Texte, Vallendar-Schönstatt: Patris 2004; Herbert King, Gestaltwandel der Kirche, Vallendar-Schönstatt: Patris 1994.

Vielen und Vielfältigen, das geschieht.<sup>34</sup> Erfahrung macht auch hier zum Experten. Wiederholt muss diese Einsicht in den Konzilsdiskussionen gegenüber der Ansicht verteidigt werden, der „sensus fidei“ sei nicht unmittelbar von Gott gewirkt oder vom Geist hervorgerufen, sondern komme vielmehr vom Hören auf die lehrende Kirche. Wer etwas erfahren hat, hat etwas zu sagen, hat eine eigene Stimme und ist nicht bloß Sprachrohr oder Echo der Hierarchie.

Eine zweifache schönstättische Praxis wechselt den großen Schein des „sensus fidei“ in die Münzen alltäglichen Handelns: die Lehre und Praxis des „Persönlichen Ideals“ wie die des „praktischen Vorsehungsglaubens“. Im „Persönlichen Ideal“ wird das tiefste Geheimnis der eigenen Existenz ahnbar, wird die je persönliche Berufung durch Gott bejaht und in eine originelle Lebensgeschichte als Glaubensgeschichte übersetzt. Im „Persönlichen Ideal“ artikuliert sich die Begegnung mit dem Gott des eigenen Lebens, eine Begegnung, die in eine persönliche Sendung mündet, die dem eigenen Leben wie der Entwicklung und Entfaltung des Selbst Sinn und Orientierung zu geben vermag. Die Lebensgeschichte wird zum Ort und zum Medium der immer neuen Begegnung mit dem je „meinigen Gott“, mit dem über die aufmerksame und wache Erfahrung des eigenen Lebens eine Vertrautheit wachsen kann, die ihn wiedererkennt in den Ereignissen des Alltags wie auf den Gesichtern der Menschen. Diese lebens-, welt- und geschichtsbezogene Spiritualität findet ihren Ausdruck auch im „Praktischen Vorsehungsglauben“, der dem lebens-, welt- und geschichtswirksamen Gott auf die Spur zu kommen sucht: Er zeigt „gangbare Wege, Gott in der Vielfalt und Bewegtheit des modernen Lebens (der Gesellschaft und Kultur) zu begegnen und aus einer lebendigen, persönlichen Gotteserfahrung heraus den zukunftsgerichteten Heilswillen Gottes in einer Welt, die sich im Umbruch befindet, tastend wahrzunehmen und risikobereit im Bund mit Gott zu verwirklichen“<sup>35</sup>. Wieviel an Erfahrung in einem solchen Glauben sich in der Geschichte Schönstatts verbirgt, lässt ein Zeugnis des Gründers erahnen, in dem er 1948 rückblickend sagen kann:

„Die Erkenntnisquelle, das Licht, das uns durch alles Dunkel der Zeit hell geleuchtet, ist der einfache, übernatürliche Glaube, der sich besonders stark im praktischen Vorsehungsglauben auswirkt. Mit großer Sorgfalt haben wir diese Quelle benutzt und rein erhalten... Stets schauten wir hellsehtig und willig auf den Gott des

---

<sup>34</sup> Zum „sensus fidei“ bzw. „sensus fidelium“ vgl. Dietrich Wiederkehr (Hg.), *Der Glaubenssinn des Gottesvolkes – Konkurrent oder Partner des Lehramts?* (QD 151), Freiburg-Basel-Wien: Herder 1994; Christoph Ohly, *Sensus fidei fidelium* (MThS.K 57), St. Ottilien: Eos 1999, bes. 173-351; Daniel J. Finucane, *Sensus Fidelium. The Use of a Concept in the Post-Vatican II Era*, San Francisco-London-Bethesda 1996, bes. 211-491.

<sup>35</sup> Hans-Werner Unkel, Art. *Praktischer Vorsehungsglaube*: Hubertus Brantzen u.a. (Hg.), *Schönstatt-Lexikon. Fakten – Ideen – Leben*, Vallendar-Schönstatt: Patris 1996, 313-318; hier: 313. – Vgl. ders., *Theorie und Praxis des Vorsehungsglaubens nach P. Joseph Kentenich* (Schönstatt-Studien 2), 2 Bde, Vallendar-Schönstatt: Patris 1980/1981; Pater Joseph Kentenich, *Texte zum Vorsehungsglauben*, Vallendar-Schönstatt: Patris 1970.

Lebens und der Geschichte und ließen uns kindlich von ihm führen. So trifft uns nicht der Vorwurf, daß wir die Zeichen am Himmel zwar verstanden, aber die Zeichen der Zeit nicht deuten konnten. Wie Paulus ließen wir uns in allen Situationen vom Gesetz der geöffneten Tür leiten, das heißt, wir suchten jeweils aus den Verhältnissen, aus Fügungen und Schickungen den göttlichen Willen zu erkunden, um ihn tatkräftig zu erfüllen oder zu erleiden. Vorsichtig bemühten wir uns, den großen Liebes-, Weisheits- und Allmachtsplan des ewigen Gottes bis in alle Einzelheiten zu erkennen und ihn mutig zum Fahrplan unseres Lebens und Wirkens zu machen... Es war nicht immer leicht. Oft gehörte Wagemut für Verstand und Wille dazu, jeweils einen Spalt in der Tür zu entdecken und ihn zur rechten Zeit zu benutzen, auch auf die Gefahr hin, daß wir sofort zu einer anderen Tür gehen mußten, vielfach ohne zu wissen, wohin uns der Weg im einzelnen führte.<sup>36</sup>

Ein Zweites: Weltdienst und Heildienst zu trennen mutet dem Laien in der Kirche eine schizophrene und schizopraktische Existenz zu. Bischof Sani weist in einer der Diskussionen des Konzils 1964 eine Formulierung im vorbereiteten Dekret zurück, nach der die Laien neben den Pflichten und Aufgaben, die sie erfüllen, auch Mühe darauf verwenden sollten, den Willen Gottes zu erfüllen in der Erneuerung der zeitlichen Ordnung; sie müßten vielmehr dies nicht außerdem noch tun, sondern gerade in (*non praeter, sed in*) ihren Pflichten und Aufgaben.<sup>37</sup> Streng genommen leben Christen nicht in der Kirche, sondern in der Welt, wohl als Kirche in der Welt, sie sind Kirche in der Welt. Die Kirche nach ihrer empirischen Dimension (vgl. LG 8) hin ist „Welt“ – unterwegs, ums ins Reich Gottes hinein vollendet zu werden, dessen kosmische Dimension eben die Welt meint als „heilige Stadt“, als „neues Jerusalem“ (Offb 21,2), worin das Seufzen der Schöpfung (Röm 8,18-30) ein Ende haben wird. Die Materie der Kirche als „Sakrament des Heils“ ist „Welt“; worin die Kirche sich von der Welt unterscheidet, ist ihre göttliche Dimension des Glaubens, aus der ihr die Gabe geschenkt wird und die Aufgabe erwächst, sich selbst in ihren Gliedern und deren Lebenswelt zu „heiligen“ – nach dem einen göttlichen Heilsplan.

Der christliche Umgang mit der Welt wird in Schönstatt als „Werktagsheiligkeit“ gedacht und will so gelebt werden. Diese zielt auf eine „gottgefällige Harmonie zwischen affektbetonter Gott-, Werk- und Menschengebundenheit in allen Lagen des Lebens“<sup>38</sup>: „gottgefällig“ will sie sein, d.h. nicht nur nicht seinen Geboten widersprechend oder zuwiderhandelnd, sondern positiv antwortend auf seine im Alltag begegnenden Wünsche und Ansprüche; „harmonisch“ soll sie sein und damit nicht Gott, Welt und Menschen nicht miteinander konkurrierend gegeneinander ausspielen; „affektbetont“ schließlich meint eine ganzheitlich integrierte, auch psychologische Phänomene berücksichtigende Frömmigkeit. Die Bedeutung eines solchen

---

<sup>36</sup> Zitiert nach Zentrale Begriffe Schönstatts. Kleiner Lexikalischer Kommentar, Vallendar-Schönstatt: Schönstatt-Verlag 1977, 132.

<sup>37</sup> Vgl. AS (Acta Synodalia) III/3, 374; IV/2,320f; III/4, 38.

<sup>38</sup> M. Annette Nailis, Werktagsheiligkeit. Ein Beitrag zur religiösen Formung des Alltags, Limburg 1964, 14.

Konzepts von Heiligkeit darf darin gesehen werden, dass der Mensch in all seinen Lebensbereichen Gott begegnen und seine Beziehung zu ihm realisieren kann; dass die alltägliche Lebenswirklichkeit nicht nur die Materie des Glaubens des Menschen wird, vielmehr diese je individuelle Wirklichkeit auch eine je originelle Gestalt persönlichen Glaubens provoziert; dass das geistliche Leben alle Dimensionen, psychische, soziale, gesellschaftliche Dimensionen des Menschseins befruchten will und von daher wiederum selbst befruchtet werden kann; dass damit schließlich das Heiligkeitsideal selbst, ähnlich dem paulinischen Charismenkonzept, gleichsam „demokratisiert“, jedem zugänglich und zugemutet wird.

Schönstatt als Laienbewegung im Licht des Zweiten Vatikanischen Konzils – gleichsinnige und gleichgerichtete Intentionen und Impulse müssen sich nicht einer Begegnung beider verdanken: Schönstatts und der Kirche des Konzils. Ohne eine solche Begegnung aber kann keine Befruchtung und gegenseitige Bereicherung geschehen. Die dankbar und staunend machende Erfahrung, vom Heiligen Geist zu durchaus verschiedenen Zeiten und auf durchaus unterschiedlichen Wegen vor gleiche Fragen gestellt und von ihnen herausgefordert worden zu sein, lässt die Erwartung zu, einander etwas zu sagen zu haben, und begründet die Zuversicht, dass dabei jeder etwas zu hören bekommt, „was ihn in seiner Erfahrung betrifft und was dieser seiner eigenen Erfahrung doch erst als die Bewährungsprobe ihrer Objektivität dienen kann“. Das Ziel einer solchen Begegnung wäre, „daß alle, in der Diversität ihrer Aussagen, entdecken, daß sie vom Gleichen sprechen, aber so, daß sie einander an die Identität eines Anspruchs erinnern, den sie auf unverwechselbar eigene Weise zu beantworten haben.“<sup>39</sup>

---

<sup>39</sup> Richard Schaeffler, Die Kirche als Erzähl- und Überlieferungsgemeinschaft: Wilhelm Geerlings/Max Seckler (Hg.), Kirche sein. Nachkonziliare Theologie im Dienst der Kirchenreform (FS Hermann J. Pottmeyer), Freiburg-Basel-Wien: Herder 1994, 201-219; hier: 210.

Bernd Biberger

## AM ENDE SIEHT MAN MEHR: UM JOHANNES PAUL II. IST FAMILIENHAFTE KIRCHE GEWACHSEN<sup>1</sup>



Der Autor: Bernd Biberger, Dr. theol., geb. 1966, Priester der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Mitglied des Schönstatt-Instituts Diözesanpriester, Habilitand an der kath.-theol. Fakultät in Bonn im Fachbereich Altes Testament, Präsident des Josef-Kentenich-Instituts.

### Zum Tod Johannes Pauls II. und der Wahl Benedikts XVI.

In den Wochen nach Ostern 2005 erlebte die Welt Szenen, die viele in der heutigen Zeit, gerade auch in der deutschen Gesellschaft, nie für möglich gehalten hätten: Aller Augen richteten sich nach Rom auf die Heilige Stadt. Für einige Wochen wurde sie wieder zu dem, was sie in ihrer Geschichte so oft gewesen ist, zum caput mundi, zur Hauptstadt dieser Welt. Nie zuvor hatte die Welt in einer solch intensiven Weise Anteil genommen am Sterben eines Papstes, nie zuvor hatten Millionen so bewusst Abschied genommen von einem Papst (nicht nur einer, sondern sechs oder sieben Fernsehsender übertrugen in Deutschland gleichzeitig die Beerdigungsfeierlichkeiten), nie zuvor hatten sie tagelang so gebannt auf die Ereignisse geschaut, die zur Wahl eines neuen Papstes führen sollten. Natürlich hat sich die Medienwelt seit der Wahl von Papst Johannes Paul II. im Jahr 1978 wesentlich verändert. Und dass auch die vatikanischen Stellen es verstehen, die Medien geschickt einzubinden, entspricht nur dem Evangelium, lehrt doch der Herr selbst, dass die Kinder des Lichtes von den Kindern der Welt lernen sollen (vgl. Lk 16,8ff). Doch das allein erklärt nicht dieses riesige, dieses überwältigende Interesse an den Ereignissen in den Wochen nach Ostern.

---

<sup>1</sup> Dieser Artikel entstand aus Gesprächen und Überlegungen der Sektion Mittelrhein des Josef-Kentenich-Instituts. Den Mitgliedern der Sektion danke ich für Anregungen und Hinweise.

Bereits in den ersten Ostertagen machten sich zahlreiche Menschen auf den Weg nach Rom, als die Nachrichten über den Gesundheitszustand von Papst Johannes Paul II. immer besorgniserregender wurden und mit seinem Tod ernsthaft gerechnet werden musste. Sie versammelten sich auf dem Petersplatz, um gemeinsam zu beten und dem Sterbenden nahe zu sein. Es war, als ob sich Familienmitglieder am Sterbebett des Vaters versammelten, um sich von ihm zu verabschieden.

Als Johannes Paul II. nach seinem Heimgang im Petersdom aufgebahrt wurde, bildeten sich riesige Schlangen von Wartenden, die aus allen Teilen der Welt zusammengekommen waren, um sich persönlich von dem Verstorbenen zu verabschieden. Sie harrten nicht nur Stunden, sondern den ganzen Tag aus, nur um noch einmal für einige Sekunden dem Toten nahe zu sein. Sie suchten seine Nähe, denn dieser Papst war nicht fern, sondern er hatte zu Lebzeiten ihre Nähe gesucht. Seine über 100 Auslandsreisen machen deutlich, dass Johannes Paul II. nicht der Papst im fernen Rom sein wollte, sondern der Hirte, der bei den Seinen ist. Konnte er jetzt nicht mehr zu ihnen kommen, so kamen sie eben nun zu ihm.

## Der Papst der Jugend

Auffallend war der hohe Anteil an Jugendlichen und jungen Erwachsenen, die sich unter den Pilgern fanden. Johannes Paul II. war wie kein anderer auch der Papst der Jugend. Er verstand es, die Jugend zu begeistern. Dies zeigte sich immer wieder in den Weltjugendtagen, die er selbst 1984 ins Leben gerufen hatte. Die Jugend fühlte sich von Johannes Paul II. angesprochen und wertgeschätzt. Sie erlebte, dass er sich für sie unendlich viel Zeit nahm. Sie stellte fest: Er traute den Jugendlichen und jungen Erwachsenen etwas zu: „Ihr seid die Heiligen des Neuen Jahrtausends“. Er sah in ihr die „Wächter eines neuen Morgens“. Immer wieder machte er deutlich, dass die Jugend die Zukunft der Kirche ist. Gerade seine Integrität und seine Authentizität sprachen die Jugendlichen an und gaben ihnen Halt und Orientierung. Nicht etwa, dass sie allem folgten, wozu er sie aufforderte, aber sie schätzten seine klare Linie. Das Verhältnis zwischen Johannes Paul II. und der Jugend hatte etwas vom Verhältnis eines guten Vaters zu seinen Kindern. Kinder folgen nicht immer dem, wozu der Vater sie anleitet, aber sie schätzen eine klare Haltung, die ihnen eine Auseinandersetzung mit den gegenwärtigen und künftigen Herausforderungen des Lebens ermöglicht.

Selbst in den Medienberichten war immer wieder davon zu hören, dass Johannes Paul II. ein Vater war. Unvergessen ist die Situation, als ein Jugendlicher beim Weltjugendtag 2000 in Rom die Absperrungen durchbrach, zum Papst rannte, dieser die herbeieilenden Ordner zurückwies und die beiden einige Minuten inmitten dieser riesigen Menschenmenge in traurem Zwiegespräch verbrachten, so als ob es nur sie beide gäbe. Diese Situation ist symbolisch dafür, wie die Jugend, von der nicht wenige behaupten, sie sei in einer vaterlosen Gesellschaft aufgewachsen, in Papst Johannes Paul II. einen Vater gefunden hat.

## Internationalität

Diejenigen, die in den Warteschlangen vor dem Petersdom standen, um vom verstorbenen Papst persönlich Abschied zu nehmen, erzählten von der internationalen Atmosphäre. Deutsche standen neben Spaniern und unterhielten sich mit Nigerianern, während ein paar Meter weiter einige Philippiner sangen. Selten zuvor hat sich die Kirche so international erlebt wie in den Tagen, in denen sie Abschied von Johannes Paul II genommen hat. Dabei spielten die Grenzen zwischen den Nationen keine Rolle. Durch die zahlreichen Auslandsreisen, aber auch durch Weltjugendtage und andere Großveranstaltungen, nicht zuletzt im Rahmen des Heiligen Jahres, ist ein neues, ein internationales Wir-Gefühl gewachsen. Wie selten zuvor hat sich die Kirche als eine geschwisterliche Familie erlebt, die sich um den Papst als ihren Vater gebildet hat. Auch die Wahl Joseph Ratzingers zum Papst ist ein Ausdruck dieser gewachsenen Internationalität, weil mit ihm ein Mann gewählt wurde, der durch seine jahrzehntelange Tätigkeit in Rom zum Kosmopoliten geworden ist und internationale Anerkennung in seiner Rolle erfahren hat.

## Der XX. Weltjugendtag in Köln

Diese gewachsene Familienhaftigkeit war auch im August diesen Jahres auf dem XX. Weltjugendtag in Köln deutlich spürbar. Jugendliche aus allen Teilen der Welt versammelten sich um Papst Benedikt XVI., der mit lauten Benedetto-Rufen begrüßt und herzlich aufgenommen wurde. Die Atmosphäre des Weltjugendtags war geprägt von einer aus dem innersten Herzen kommenden Freude. Diese wuchs aus einer spirituellen Tiefe und fand in Liedern, Gottesdiensten und unzähligen Begegnungen ihren Ausdruck. Auch organisatorische Schwierigkeiten, die sich bei einer Veranstaltung dieser Größe unweigerlich ergeben, taten dieser Freude keinen Abbruch. Längere Wartezeiten an der Essensausgabe oder an den Haltestellen der öffentlichen Verkehrsmittel wurden kurzerhand durch Singen und Tanzen überbrückt. Diese weitest gehend friedvolle Atmosphäre beeindruckte selbst erfahrene Polizisten, so dass einer der Verantwortlichen meinte: „Solche Veranstaltungen können gern öfters stattfinden.“ Der Weltjugendtag in Köln zeigte, dass die Tage nach Ostern in Rom kein Strohfeuer waren, sondern die Kirche erlebte sich auch hier als eine internationale, familienhafte Gemeinschaft.

## Die neu entdeckte Geschwisterlichkeit

In den zurückliegenden 50 Jahren wurde das Drängen, dass sich die Kirche von einer hierarchisch gegliederten in eine geschwisterlich ausgerichtete Gemeinschaft wandelt, immer stärker. Dieses Drängen findet im Bild des Konzils von der Kirche als dem pilgernden Volk Gottes und in der Communio-Theologie genauso ihren Ausdruck wie im Wachsen synodaler Elemente in den Kirchenstrukturen. Gerade

aber die Ereignisse um den Tod von Johannes Paul II. machen deutlich, dass eine geschwisterliche, familienhafte Kirche nur dort wachsen kann, wo es auch die Väter (und Mütter) gibt, um die sich die Familie immer wieder versammeln kann. Gerade indem Papst Johannes Paul II. vor allem der Jugend, aber nicht nur ihr, ein Vater wurde, trug er wesentlich dazu bei, dass sich die Kirche auch als Familie, als geschwisterliche Gemeinschaft erleben konnte.

Dieses Zusammenspiel des väterlich-hierarchischen und des geschwisterlichen Elements gehört für Josef Kentenich zu den wesentlichen Grundzügen der zukünftigen Kirche. Nur so wird sie Familie. In seinem wegweisenden Vortrag vom 8. Dezember 1965 nennt Kentenich als zweiten Aspekt des neuen Kirchenbildes, das er entwickelt: „Diese Kirche will geeint sein in einer überaus zarten, tiefen, innigen Brüderlichkeit. Eine Brüderlichkeit, und zwar in einer Form geeint, die auch gleichzeitig eine hierarchische Regierung, eine hierarchische Führung kennt.“<sup>2</sup> Und wenig später fügt er hinzu: „Das neue Bild der Kirche, so wie sie sich selber sieht, die Züge, die sie selber an sich wahrnimmt, das ist die ausgesprochene Brüderlichkeit unter dem Gesichtspunkte des Gemeinsamen des Volkes Gottes. Aber dieses Volk Gottes ist miteinander verbunden, verbunden auch mit der Hierarchie, durch eine umfassende, tiefgreifende Verantwortung. Nicht Verantwortungslosigkeit. Verantwortung jeder an seinem Platz, jeder an seinem Platze aber auch für das Gesamtbild der Kirche.“<sup>3</sup> Gerade im Aspekt der Verantwortung, die jedes Glied der Kirche an seinen Ort hat, sieht Kentenich ein wesentliches Element der neu entdeckten Geschwisterlichkeit und einen wesentlichen Unterschied zwischen dem alten und dem neuen Kirchenbild. Über das bisherige Kirchenbild sagt er: „Da war es nicht Brüderlichkeit, die das Volk untereinander geeint, geeint auch mit den Führern der Kirche, da war es auf der einen Seite ein starres Herrrentum, auf der einen Seite eine Hierarchie, die eine Verantwortungsfülle, eine Herrschaftsfülle in den Händen trug, und auf der andern Seite ein Volk, das – ja fast möchten wir sagen – schwind-süchtig war, lebte vom Mangel an Verantwortung, vom Mangel an Mitverantwortung. So diese starke Gegensätzlichkeit.“<sup>4</sup> Kentenich fordert also ein, die Verantwortung des ganzen Volkes Gottes ernst- und wahrzunehmen, ohne jedoch der Hierarchie ihre ihr durch die Ämter zukommende eigene Verantwortung abzusprechen. Familienhafte Kirche kann nur dort wachsen, wo jeder an seinem Platz, in seiner Lebenssituation die ihm zukommende Verantwortung für die Kirche wahrnimmt.

---

<sup>2</sup> Josef Kentenich, Vortrag zur symbolischen Grundsteinlegung des Matri-Ecclesiae-Heiligtums in Rom vom 8. Dezember 1965, zitiert nach: Wolf, Peter (Hg.), Erneuerte Kirche in der Sicht Josef Kentenichs. Ausgewählte Texte, Vallendar-Schönstatt, 2004, 37.

<sup>3</sup> Ebd., 38.

<sup>4</sup> Ebd., 37.

## Keine Familie ohne Vater

Doch Kenterich fordert nicht nur ein, den geschwisterlichen Aspekt und damit die Mitverantwortung des gesamten Volkes Gottes ernst zu nehmen, er stärkt gleichzeitig den väterlichen Charakter der Hierarchie. So sagt er in Exerzitien für Schönstattpriester: „Brüderlichkeit ohne Väterlichkeit ist widersinnig. Wenn wir alle untereinander Brüder sind, dann muss doch ein Vater da sein, der der Erzeuger ist.“<sup>5</sup> Geschwisterlichkeit, Familienhaftigkeit kann also nicht ohne, sondern nur um einen Vater wachsen. Deshalb ermutigt er die Bischöfe und Priester, Väter zu sein: „Wir wollen also Patres unserer Gemeinden bleiben.“<sup>6</sup> Gleichzeitig aber legt er auch Wert darauf, dass das Volk Gottes die Amtsträger als Väter annimmt. In einer Predigt in Münster erinnert er an sein Versprechen an den Bischof von Münster, in dessen Diözese er nach der Trennung von der Gemeinschaft der Pallottiner inkardiniert wurde, die Schönstattfamilie werde mithelfen, dass die Diözese immer mehr Familie wird. In diesem Zusammenhang fügt er in der Predigt hinzu: „Auch in dieser Gottesfamilie verlangt das Wesen, (der) Charakter der Familie auch einen Paterfamilias: dass also der Bischof buchstäblich der Paterfamilias der ganzen Diözese, nicht nur der Priester, sondern auch der Laien wird.“<sup>7</sup>

Väterlichkeit, Paternitas ist für Kenterich „unlösliche Solidarität“<sup>8</sup>. Väterlichkeit ist für ihn mit Erziehung verbunden, und „erziehen heißt: lebendige Föhlung zu halten“<sup>9</sup>. Ohne lebendigen Kontakt ist es nicht möglich, wahrzunehmen, was die Familie bewegt. Ebenso wenig können Impulse und Anregungen Widerhall finden.

Das Gegenüber von Väterlichkeit ist Kindlichkeit. Es geht nicht nur darum, die Bischöfe und Priester zu ermutigen, Väter ihrer Diözesen bzw. ihrer Gemeinden zu sein. Es geht gleichzeitig darum, ihnen im Geist der Kindlichkeit zu begegnen und die Impulse und Anregungen, durch die sie Leben zeugen wollen, aufmerksam und bereit aufzunehmen.

Ein solches Verhältnis hat sich in der Beziehung Johannes Pauls II. zur Jugend der Welt angebahnt. Was Kenterich prophetisch gesehen hat, holte Johannes Paul II. ein und wird von Benedikt XVI. jetzt fortgesetzt.

## Strukturen als Spiegel von Leben

Dieses In- und Miteinander von väterlich-hierarchischer und geschwisterlicher Verantwortung ernst zu nehmen, ist eine beständige Herausforderung. Ohne ge-

---

<sup>5</sup> Ders., Exerzitien für Schönstattpriester in der Marienau, 11.-16.12.1966, zitiert nach: ebd., 41.

<sup>6</sup> Ebd., 42.

<sup>7</sup> Ders., Predigt in Münster, Haus Mariengrund, 26.12.1965, zitiert nach: ebd., 47.

<sup>8</sup> Ders., Exerzitien für Schönstattpriester in der Marienau, 11.-16.12.1966, zitiert nach: ebd., 41.

<sup>9</sup> Ebd., 41.

gegenseitige Anerkennung der jeweiligen Verantwortung und ohne permanente Bereitschaft zu Offenheit und Dialog ist dieses In- und Miteinander nicht möglich. Wenn Strukturen Ausdruck von Leben sind und wenn Strukturen Leben sichern sollen, dann muss sich dieses In- und Miteinander von väterlich-hierarchischer und geschwisterlicher Verantwortung auch in Strukturen niederschlagen. Allerdings ist es wichtig, wahrzunehmen, dass Leitung nicht wie sie leider häufig missverstanden wird, ein verwaltungstechnischer und funktionaler, sondern immer ein geistlicher Vorgang ist. Gerade deshalb ist die väterliche Auctoritas mit dem hierarchischen Amt in der väterlich-hierarchischen Verantwortung in seiner Eigenstellung verbunden.

Für Josef Kentenich lautet eines der zentralen Leitungsprinzipien „autoritär im Prinzip, demokratisch in der Anwendung“.<sup>10</sup> Einerseits wahrt Kentenich in diesem Prinzip die den Amts- und Funktionsträgern zukommende Verantwortung, andererseits ermutigt er sie, die Meinungen der Gemeinschaftsglieder einzuholen. Dabei kommt nach Kentenich dem rechten Zueinander von Gehorsam und Freiheit eine zentrale Bedeutung zu. Die geschwisterliche Verantwortung zeigt sich für Kentenich darin, dass jedes Glied einer Gemeinschaft dazu verpflichtet ist, in den es betreffenden Fragen den Vorgesetzten gegenüber offen und frei seine Ansicht darzulegen. Die väterlich-hierarchische Verantwortung kommt im Gehorsam zum Tragen. Bleibt der Vorgesetzte trotz geäußerter Bedenken bei seinem Standpunkt, dann sollen die Mitglieder der Gemeinschaft diesen im kindlichen Gehorsam mittragen. Gehorsam ist für Kentenich deshalb nie eine Einbahnstraße: Der Vorgesetzte befiehlt, das Gemeinschaftsglied folgt. Zum Gehorsam gehört für Kentenich wesentlich mit hinzu, dass der Vorgesetzte in lebendiger Föhlung mit den Gliedern der Gemeinschaft deren Meinung hört und sie in seiner Entscheidungsfindung berücksichtigt. Einen Kadavergehorsam, in dem der einzelne keine Möglichkeit hat, seine Bedenken zu äußern und sie mit dem Vorgesetzten zu besprechen, lehnt Kentenich ab.

Daneben ist es Kentenich wichtig, dass die zentralen Leitungsaufgaben in den schönstättischen Kerngemeinschaften durch Wahl besetzt werden und zeitlich begrenzt sind. Den Gewählten kommt dann für die jeweilige Amtszeit die väterlich-hierarchische bzw. mütterliche Verantwortung zu.

Ansätze zu einem In- und Miteinander von väterlich-hierarchischer und geschwisterlicher Verantwortung sind in den vergangenen 40 Jahren seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil gewachsen. Zu diesen Ansätzen gehört die in vielen Diözesen verbreitete Rätestruktur. In Pfarrgemeinderäten und Kirchenvorständen wie auch in Dekanats- und Diözesanräten übernehmen Gemeindemitglieder Mitverantwortung für Pfarreien, Dekanate und Diözesen. Eine Reihe deutscher Diözesen hat die Leitung einzelner Hauptabteilungen des Ordinariats an Laien übertragen. In ähnlicher Weise binden päpstliche Kongregationen und Räte vermehrt fachlich geeignete Laien in zentrale Aufgaben ein. Zu überlegen wäre, inwiefern sich Priester in der Ge-

---

<sup>10</sup> Vgl. Schlosser, Herta, Regierungsprinzip, in: Schönstatt-Lexikon. Fakten – Ideen – Leben, hrsg. v. Hubertus Brantzen, Herbert King u.a., Vallendar-Schönstatt, 1996, 333f.

meindeleitung noch mehr auf priesterliche, inspiratorische und seelsorgerliche Tätigkeiten konzentrieren sollten und könnten, gerade auf dem Hintergrund, dass Leitung vor allem eine geistliche und weniger eine verwaltungstechnische Dimension ist. Zu prüfen wäre auch, inwieweit die gesamte Diözese im Konsultationsprozess vor der Wahl bzw. der Ernennung eines neuen Bischofs einbezogen werden könnte. Zu erörtern wäre ferner, inwieweit die vom Zweiten Vatikanischen Konzil gegebenen Anregungen hinsichtlich der Sendung und der Verantwortung der Laien für die Kirche und für die Ausbreitung des Reiches Gottes eingeholt sind.<sup>11</sup> Dies sind nur einige Beispiele, die zu ergänzen sind, wie sich in Strukturen das In- und Miteinander von väterlich-hierarchischer und geschwisterlicher Verantwortung spiegeln kann.

### Geistpflege sichert Leben

So wichtig es ist, dass Strukturen Leben widerspiegeln und es sichern, sie allein zeugen kein Leben. Leben erzeugt allein der Geist. Das wird uns in der Heiligen Schrift auf vielfältige Weise vor Augen geführt. Ohne das Bewusstsein, dass familienhafte Kirche nur dort entsteht, wo Väterlichkeit und Geschwisterlichkeit zusammenkommen, und ohne die Bereitschaft, die väterliche und die geschwisterliche Rolle sowohl dem anderen zuzugestehen als auch sie selber anzunehmen, wird keine familienhafte Kirche wachsen. Deswegen ist es notwendig, diesen Geist zu pflegen, und er braucht einen sichtbaren Ausdruck. Josef Kentenich konnte nicht nur davon sprechen, im Papst den Vater der Kirche und im Bischof den Vater der Diözese zu sehen, sondern er hat dies mit großer Selbstverständlichkeit 1965 in der Audienz bei Papst Paul VI. und im gleichen Jahr bei einer Begegnung mit dem Bischof von Münster, Joseph Höffner, auch zum Ausdruck gebracht. So ist es notwendig, dieses Bewusstsein für die väterlich-hierarchische und für die geschwisterliche Verantwortung zu pflegen. Es ist aber auch notwendig, Formen zu suchen, wie dieses Bewusstsein sichtbar zum Ausdruck kommt.

### Leben entzündet sich am Charisma

Bei allen Überlegungen aber zeigt gerade das Beispiel von Johannes Paul II., dass geschwisterliche, familienhafte Kirche nicht dort entsteht, wo eine Person in einem Amt steht, sondern wo eine Person väterlich lebt und das Charisma hat, Vater zu sein. Dann kann Familie entstehen. Somit ist und bleibt eine familienhafte Kirche immer auch Geschenk des Heiligen Geistes, wie uns die Ereignisse in Rom um Ostern und der Weltjugendtag in Köln wieder deutlich vor Augen geführt haben.

---

<sup>11</sup> Vgl. die Dogmatische Konstitution über die Kirche *Lumen Gentium*, Art. 30-38, sowie das Dekret über das Apostolat der Laien *Apostolicam Actuositatem*.

Wilfried Röhrig

## EIN CHRISTLICHER LIEDERMACHER IM GESPRÄCH



Der in weiten Kreisen der Schönstatt-Bewegung bekannte Liedermacher und -texter Wilfried Röhrig ist in diesem Sommer 50 Jahre alt geworden. REGNUM hat ihn und seine Familie in Viernheim bei Mannheim aufgesucht und ihm einige Fragen gestellt.

REGNUM: Herr Röhrig, wer das „Blaue Liederbuch“ der SMJ (Schönstatt-Mannesjugend) oder das neue Liederbuch der Familien „Miteinander wachsen“ aufschlägt, begegnet immer wieder Liedern, die Sie gemacht haben. Wie sind Sie zum „Liedermacher“ geworden? Wie hat es angefangen?

Röhrig: Die Sache mit dem Lieders Schreiben ist bei mir eng verbunden mit meiner persönlichen „Schönstattgeschichte“ und mit dem Gitarrespielen. Ende 1968 kam ich zur Jungmännergruppe in meinem Heimatort Steinfeld in der Südpfalz. Im Sommer 1969 machte ich mein erstes Zeltlager mit. Was mich dabei am meisten faszinierte, waren die großen Jungs, die abends am Lagerfeuer Gitarre spielten. Mein Entschluss stand fest: Das werde ich auch lernen! Zum Glück (= göttliche Fügung) hatte sich meine Zwillingschwester Gertrud einige Monate zuvor eine Gitarre zugelegt. Da sie das „klassische Gezupfe“ schon ermüdet hatte, konnte ich ohne große Widerstände ihre Gitarre „beschlagnahmen“. Von Klaus Heizmann ließ ich mir im „Vaterspuren“, dem eigenen Liederbuch der Speyerer und Mainzer SMJ, die Griffe notieren. Und schon ging es los mit dem Üben. Die ersten Wochen waren die schlimmsten. Da habe ich einige Male gedacht: Das lernst du nie! Doch ich blieb dran und siehe da, im nächsten Jahr im Zeltlager saß ich schon mit der Gitarre bei den Gottesdiensten und am Lagerfeuer und klampfte fleißig mit.

REGNUM: Wie kam es aber dann zum Lieders Schreiben?

Röhrig: Ich habe eben das Liederbuch „Vaterspuren“ erwähnt, Dies war eine „Erfindung“ des Marienbruders Gebhard Maria Basler, der in den sechziger Jahren die

Jungmänner in Speyer und Mainz aufbaute und betreute. Ihm war es wichtig, dass neben dem „alten Schönstattliedgut“ (bei uns in einem kleinen roten Liedheft mit dem Titel „Das singen wir“) vor allem neue und eigene Lieder entstanden. Offensichtlich hatte er ein Gespür für die „tiefgreifende Wirkung“ von Liedern. Soll schönstättisches Gedankengut in den Herzen Wurzeln schlagen, dann bedarf es entsprechender Lieder, eigener Lieder. So fingen einige Jungmänner wie z.B. Klaus Heizmann an, Themen der Jahresarbeit, der Tagungen oder Zeltlager in neue Lieder „zu gießen“ nach der Methode: bekannte Melodie, eigener Text (z.B. „Vaterspuren wolln wir suchen“, „Gott ist Vater, Gott ist gut“ und anderes mehr).

Um diese kreative Arbeit an neuen Liedern zu fördern, gab es entsprechende Anreize: Im Zeltlager einen Singewettstreit, bei dem jede Gruppe zwei Lieder vorstellen musste und bei dem es für eigene Texte bzw. eigene Melodien Sonderpunkte gab. Im Klartext: Wer gewinnen wollte, musste etwas Eigenes auf die Beine stellen. Dann gab es bei den Gemeinschaftstagen einen Jahreslosungswettbewerb, bei dem auch neue Lieder zugelassen waren. Und dann gab es einen inoffiziellen „Wettbewerb“ um das neue Jahreslied, das aus den Exerzitien zu Jahresbeginn erwuchs.

Im Unterschied zu meinen Vorbildern in der SMJ sagte ich mir: Wozu bekannte Melodien nehmen? Wir können doch eigene erfinden. Und das habe ich dann auch gemacht.

REGNUM: Welches waren ihre ersten musikalischen Werke?

Röhrig: Wenn ich es noch richtig weiß, habe ich 1970 mein erstes Lied für unsere Jungmännergruppe geschrieben: „Ja wir sind die Drop outs“. Dann folgten noch einige unbedeutende Versuche. Richtig interessant wurde es 1972. Da habe ich meinen ersten großen Hit gelandet: „Auf in die neue Heimat“ - Hit deshalb, weil dieses Lied auf der überdiözesanen Jahrestagung (damals noch „Reichstag“ genannt) allgemein Anklang fand und sich in der ganzen SMJ Deutschland verbreitete. Dann folgten auch schon die nächsten Hits: „Ich schenke dir, o Mutter, eine Krone“ (1973), „Wum-Song“ (1973), „Lass mich stets dein Werkzeug sein“ (1974). „Herr, erbarme dich“ (1974).

REGNUM: Und das ging dann ohne Pause weiter?

Röhrig: Ja. das ging ohne Pause weiter bis zum Ende meiner Jungmännerzeit 1981. - Parallel kamen ab 1976 noch Lieder aus der Studentearbeit dazu, gerade zu den Studentenwallfahrten. Die Krönung waren dabei „Büffeln tun sie wie verrückt“ und der Kanon „Aus tiefen Quellen“. - Ich schätze, dass ich in diesen 10 Jahren mehr als 40 Lieder geschrieben habe zu den unterschiedlichsten Themen und Anlässen und unzählige Tagesmotto- und Jahreslosungsrefrains.

REGNUM: Gibt es bei aller Vielfalt so etwas wie einen gemeinsamen Nenner ihres Schaffens aus dieser ersten Periode?

Röhrig: Diese Lieder waren alle eingebettet in das Gemeinschaftsleben der Jungmänner und Studenten, hatten dort ihren „Sitz im Leben“, Sie kamen aus dem Leben und waren für das Leben.

Darüber hinaus war es auch die Zeit des Noch-Nicht-Reflektierens meines künstlerischen Tuns. Ich tat es einfach, ohne mir je Gedanken zu machen über die Wirkungen und Auswirkungen von Liedern und Musik, ohne kritisch Textinhalte und Liedgestaltung zu hinterfragen.

REGNUM: Was ist aus dieser Zeit geblieben?

Röhrig: Geblieben ist zweierlei: Zum einen werden nach wie vor eine ganze Reihe von Liedern aus dieser Jugendphase bei den Jungmännern (und darüber hinaus) gesungen. Und zum zweiten eine große Dankbarkeit, dass ich ausgerechnet im Umfeld der Speyrer und Mainzer SMJ aufwachsen konnte. Dort lag das Lieders Schreiben „in der Luft“. Es waren unsere Lieder, mit denen wir aufwachsen, mit denen wir uns identifizierten, unsere Texte und Sprache, unsere Melodien. Also eine unheimlich wichtige Erfahrung von Lebendigkeit von Kirche. Dann auch die wichtige und schöne Erfahrung, dass eigene Lieder bei anderen ankommen, dass sie gesungen werden und Kreise ziehen. Und nicht zuletzt bekam ich durch Herrn Krimm auch das nötige schönstättisch-spirituelle Rüstzeug mit. - Diese gut zehn Jahre in Speyer und Mainz sind bis auf den heutigen Tagen meine Wurzeln, mein Erfahrungsschatz, von dem ich zehre. Da wurde - um diesen gewichtigen theologischen Begriff zu gebrauchen - meine „Berufung“ zum Liederschreiber grundgelegt.

REGNUM: Schon viele Jugendliche, Jungen und Mädchen, haben in Lagern und Freizeiten auf diese Weise begonnen, kreativ zu werden. Bei Ihnen hat sich der Impuls über Jahrzehnte hin bis heute durchgehalten. Wie kam es dazu?

Röhrig: Die frühen achtziger Jahre markieren eine erste wichtige Umbruchphase in meinem künstlerischen Schaffen: Mit der Romfahrt 1981 ging meine Jungmännerzeit zu Ende, übrigens mit der - wenn ich so sagen darf - „Jungmännerhymne“ „Ich bin bei euch zu jeder Zeit“. 1982 schloss ich mein Studium ab, es kamen Referendarzeit, Hochzeit 1983, schließlich Umzug nach Viernheim 1984 und Berufsbeginn als Lehrer. Ich spürte, dass ich weiter Lieder schreiben wollte. Da war etwas in mir, ein Drang, eine Leidenschaft, ein Verlangen, ein Suchen. Doch etwas Entscheidendes hatte sich geändert: Der „äußere Rahmen“ war weg, das Leben in der SMJ, das Leben in der Mainzer Studentengruppe. Nun musste ich mich umstellen, selbst aktiv werden, selbst die Initiative ergreifen und mir Zuhörer und ein Publikum suchen.

Doch Gott hatte auch hier eine offene Tür parat: Ich fand einige musikalische Mitstreiter aus Viernheim (Schule) und einige ehemalige Jungmänner, u.a. Klaus Glas, zur Gründung einer neuen Band: TREFFPUNKT LEBEN. Die Idee: Wir spielen Konzerte.

REGNUM; Welche Lieder haben Sie da gespielt? Was war das Profil dieser Band?

Röhrig: Wir haben ausschließlich eigene Sachen gespielt, die von mir und auch von Klaus Glas komponiert worden sind. Im Unterschied zur Jungmänner- und Studentenzeit lagen die Anlässe für diese Lieder nicht im Lebensstrom einer Gemeinschaft, sondern in den unmittelbaren eigenen Erfahrungen, in Fragen, persönlichen und gesellschaftlichen Tendenzen und Entwicklungen. Unsere Konzerte standen unter dem Motto: „Manchmal bleiben Uhren stehn. Lieder wider die Oberflächlichkeit“. Die Beschäftigung mit dem „normalen“ Leben und Alltag in meinen Liedern waren auch eine Möglichkeit, etwas Abstand zu gewinnen zu meiner schönstättischen Jugendzeit und vor allem zum „real existierenden Schönstatt“. Im Laufe von fünf, sechs Jahren haben wir schätzungsweise 50 Konzerte in ganz Deutschland gespielt.

REGNUM: Gibt es noch Lieder aus dieser Zeit? Wie und weshalb ging es mit TREFFPUNKT LEBEN zu Ende?

Röhrig: Gehalten haben sich bis heute „Himmel, der die Erde berührt“ oder auch das Lied von Klaus Glas „Herr, ich weiß, dass bald ein neuer Morgen kommt“. Zu Ende ging es wie in vielen anderen Bands: Es zeichneten sich unterschiedliche Vorstellungen über den Stellenwert und die Zukunft der Band ab: Einige, u.a. ich, wollten professioneller arbeiten und hatten auch schon Schritte für eine Plattenproduktion unternommen, andere sahen das ganze als eine Art Feierabendveranstaltung. Das konnte auf Dauer nicht gut gehen. Obwohl es mir sehr Leid tat, spürte ich, dass die Zeit gekommen war, dieses Kapitel zu beenden. Das war dann Ende 1990 der Fall.

REGNUM: Und dann war erst mal Pause?

Röhrig: Pause mit einer Band ja, aber keine Pause was das Liederschreiben angeht. Unsere Familie war inzwischen gewachsen, 1989 war mit Theresa (nach Christina und Bernhard) unser drittes Kind zur Welt gekommen. Ohne bewussten Entschluss rückte also die Welt der Kinder in mein musisch-kreatives Blickfeld. Schon in den 1980er Jahren hatte ich vereinzelt Kinderlieder geschrieben. So war der Schritt auf dieses Gebiet schon vorbereitet. 1991 nahm ich meine erste Kinder-Demo-Kassette auf. Nach dem vergeblichen „Klinken-Putzen“ bei einigen Verlagen brachte ich mit dem „Wilden Leopold“ 1992 meine erste Kinder-MC im Selbstverlag heraus.

REGNUM: War das nicht ein großes Wagnis?

Röhrig: Es war ein Wagnis, zweifellos. Aber es gab keine Alternative. Ich sagte mir: Wenn das im Plane Gottes sein sollte, dann wird es auch klappen. Und es hat ge-

klappt. Ich hatte immer das „Wissen“, dass Gott schon irgendwie und irgendwann die für mich passenden Türen zeigt.

REGNUM: Welche neuen Türen waren das?

Röhrig: Es ergaben sich einige ganz wichtige Dinge:

Unsere Gemeindeführerin suchte Mitstreiter für die Gründung eines Kindergottesdienstteams. Das war 1991. Ich machte mit. Die Folge: Aus dieser Arbeit erwuchsen in 10 Jahren mehr als 30 Lieder, veröffentlicht auf 3 CDs als „Himmlische Songs für kleine Leute“ mit den entsprechenden Begleitbüchern: „Willkommen hier in meinem Haus“, „Viele bunte Fäden“ und „Feuer und Flamme“.

Eine weitere „Zufallskette“, ergab sich bzgl. der Musik: Bei einem Konzert im Rahmen der Epiphanietagung 1989 bekam ich Kontakt zu Hella Heizmann, über sie zu dem Musikproduzenten Gerhard Schnitter und über diesen zu Hans Werner Schamowski. Dieser ist einer der bedeutendsten Arrangeure und Produzenten der evangelischen und evangelikalen Musikszene. Mit ihm konnte ich diese drei Produktionen mit religiösen Kinderliedern machen - sehr bereichernde musikalische, menschliche und ökumenische Erfahrungen!

REGNUM: Für Sie standen in den 90er Jahren Kinderlieder im Vordergrund?

Röhrig: Ja, eindeutig! Neben dieser religiösen Schiene verfolgte ich noch eine „allgemeine“. Ich begann etwa 1995 mit Kindermitmachkonzerten. Dazu brauchte ich auch entsprechende Mitmachlieder, die ich dann schrieb (und regelmäßig vorher bei unseren eigenen Kindern testete). Zwei Produktionen dokumentieren diese Schiene: „Nikodemus Nimmermüd“ und „Die Tausendfüßlerwaschmaschine“.

REGNUM: SMJ und Studenten in den 1970ern, TREFFPUNKT LEBEN in den 80ern, Kinderlieder in den 90ern - kam dann nach der Jahrtausendwende wieder eine ganze neue Phase?

Röhrig: Wenn ich die letzten fünf Jahre für mich überblicke, dann hat um die Jahrtausendwende ebenfalls Neues begonnen, wenn auch weniger heftig und spektakulär wie in den vorhergehenden Phasen. 2001 begann ich mit dem Schreiben von weihnachtlichen Kindersingspielen. Das war kein fester Entschluss, sondern erneut eine offene Tür: Unsere Gemeindeführerin brachte ein Krippenspiel in den Vorbereitungskreis mit. Ich fand die Lieder nicht peppig und ansprechend genug und setzte mich zu Hause an eine Überarbeitung. Heraus kam in wenigen Tagen ein ganz neues Stück: „Angela, der kleine Weihnachtsengel“. Da das Stück bei den Kindern und Eltern so großen Anklang fand, wagte ich mich an eine Veröffentlichung - in Co-Produktion mit dem Lahn-Verlag. Es waren Fortsetzungen angesagt, die dann in den folgenden Jahren auch kamen: „Der große Traum des kleinen Baumes“ (2002), „Licht-Blicke“ (2003) und „Da öffnen sich Türen“ (2004). Zudem erwachte - auch mit

zunehmendem Alter unserer eigenen Kinder - wieder der Wunsch, mehr Lieder für Jugendliche und Erwachsene zu schreiben.

REGNUM: Was hat sich in den etwas mehr als 30 Jahren Ihres künstlerischen Schaffens durchgehalten, was hat sich gewandelt und geändert?

Röhrig: Durchgehalten hat sich meine Freude, meine Leidenschaft am Lieders schreiben. Durchgehalten hat sich die nicht planbare und nicht erklärbare Intuition am Melodienerfinden. Ich nehme meine Gitarre in die Hand und dann kommen mir einfach Ideen... Durchgehalten hat sich mein Anliegen, allgemein verständliche Texte zu schreiben, mit schönstättischen Inhalten, aber möglichst ohne schönstättische Begriffe. Geändert hat sich mein Gespür für musikalische Dinge: Melodien, Aufbau von Liedern und Abfolge von Liedteilen, Rhythmen, Harmonien, Arrangements. Vieles verdanke ich der Zusammenarbeit mit Profis auf diesem Gebiet (Hans Werner Scharnowski, Eberhard Rink, Amin Jan Sayed).

Am meisten hat sich auf textlichem Gebiet getan, da habe ich unheimlich viel dazu gelernt in Bezug auf Inhalt und Inhalte und auf Ästhetik von Sprache. Ich bin ein richtiger Fan von moderner Lyrik geworden (Hilde Domin, Erich Fried, Rose Ausländer, Kurt Marti, ...), weil ich spüre, wie schön, aber auch wie schwer es ist, Wichtiges in wenigen angemessenen Worten zu sagen. Mein größtes Vorbild ist der für mich beste Lyriker unter den deutschen Liedermachern: Heinz-Rudolf Kunze. Bei ihm und einigen anderen bin ich sozusagen in die Schule gegangen. Da habe ich Einiges abgeschaut und versucht, es in meinen Stil zu integrieren. Durch diese Entwicklung bin ich sehr sensibel und kritisch gegenüber so manchen Liedern geworden, die es auf dem kirchlichen „Musikmarkt“ gibt, gerade aus dem immer größer werdenden Strom von Lobpreis- und Anbetungsliedern. Da werden Inhalte nicht hinterfragt, da fehlt zuweilen handwerkliches Rüstzeug bzgl. Melodie- und Textgestaltung. „Hauptsache fromm“ genügt nicht. Das ist deshalb schwer zu vermitteln, weil sich dann Menschen sehr schnell in ihrem persönlichen Glauben angegriffen fühlen. Mir jedenfalls geht es um die Einheit von Musik. Inhalt und Ästhetik.

REGNUM: „Schönstatt“ war und ist, alle inneren und äußeren Veränderungen eingeschlossen, Ihre geistliche Heimat. Wie hat sich das auf Ihr künstlerisches Tun ausgewirkt?

Röhrig: Ich habe mich immer als Schönstätter gefühlt und gesehen, auch in den Zeiten größerer äußerer und innerer Distanz. Wichtig war mir, dass die Spiritualität Schönstatts einfließt in die Lieder, die Welthaftigkeit (Stichwort „Werktagsheiligkeit“), die Offenheit für Gottes Spuren und Zeichen in der Welt und in unserer Seele (Stichwort „Vorsehungsglaube“), das Bemühen, Gott und Welt, Himmel und Erde, Mensch und Gnade, Verstand, Wille und Gefühl (Stichwort „Organisches Denken, Leben und Lieben“) deutlich zu machen. Die Menschen, die kleinen und großen, sollen schönstättische Spiritualität verstehen und leben. Um es an zwei Beispielen

deutlich zu machen: In dem weihnachtlichen Singspiel „Der große Traum des kleinen Baumes“ geht es um das Thema „Persönliches Ideal“, in dem Singspiel „Da öffnen sich Türen“ um das Thema „Vorsehungsglaube“. Und diese Stücke erreichen die Menschenherzen - ohne dass die Leute wissen und auch nicht wissen müssen, dass es sich um schönstättische Spiritualität handelt.

REGNUM: Nun ist Schönstatt von seiner Zielsetzung her nur auf indirekte Weise „Kulturbewegung“. Wie geht es Künstlernaturen wie Ihnen in „Schönstatt“? Fühlen Sie sich eher auf einer Nebenspur oder eingebunden und rezipiert?

Röhrig: Als sich meine künstlerische Laufbahn nach der Jungmänner- und Studentenzeit am Rand bzw. außerhalb „Schönstatts“ vollzog, war das für mich lange Zeit kein Problem. Ich wollte mich ja ganz bewusst Menschen außerhalb Schönstatts zuwenden.

Im Laufe der Jahre fiel mir, vor allem bei Mainzer Familientagungen und bei Kontakten mit der SMJ Mainz, auf, dass - durch den Gebrauch des „Blauen Liederbuches“ - lediglich der „junge Röhrig“ liedmäßig präsent ist. Lag das an der Unkenntnis und Unwissenheit über meine neueren Lieder? War es ein Mangel an Interesse? Fehlten die persönlichen Kontakte zu liedmäßig einflussreichen Personen? War es mangelndes Eingebundensein in bestimmte Lebensprozesse bestimmter Gemeinschaften in Schönstatt? Ich weiß es nicht.

Eine neue Annäherung ergab sich zum einen durch Hubertus Brantzen und das Projekt „Spurensuche“ (CD-Karte „Liebe sieht mehr“), durch das neue Familienliederbuch „Miteinander wachsen“ und durch verschiedene Veranstaltungen im letzten und diesem Jahr (Familienkongress, Spurensuche beim Katholikentag in Ulm, Besuch des Weltjugendtagkreuzes, Weltjugendtagsfest). Also: Die Rezeption des „mittleren Röhrig“ ist, wenn auch noch zaghaft, im Gange.

Darüber hinaus bleibt natürlich die grundsätzliche Frage, welchen „Ort“ Künstler in Schönstatt haben, haben können oder haben sollten? Da gibt es eine unauflösbare Spannung von künstlerischer Freiheit, subjektiver Sicht und „offizieller Linie“.

Durch den schönstatt-typischen Föderalismus und Pluralismus wird es nie so sein wie in der Fokolar-Bewegung, die mit Gen Rosso und Gen Verde professionelle Bands haben, die von der ganzen Bewegung getragen werden. Zudem ist in Schönstatt das Bewusstsein, über das Medium Lied / Musik Schönstatt in Kirche und Welt hineinragen zu können, erst in Anfängen entwickelt. Da spielt auch die über Jahrzehnte gepflegte „Mauselochmentalität“ eine Rolle. Wir brauchen einen unbefangeneren Umgang mit modernen Formen von Präsentation.

REGNUM: „Evangelisierung durch Lied und Musik“ hieß eine unserer Epiphanietaugungen mit größerem Echo. Gibt es Querverbindungen speziell zwischen Musikschaffenden in den geistlichen Aufbrüchen?

Röhrig: Es gibt jährlich eine Bundestagung Neues Geistliches Lied, veranstaltet von

der Arbeitsstelle für Jugendpastoral der Deutschen Bischofskonferenz. Dort ist eine Plattform zum Austausch von Lied- und Musikschaaffenden in der Kath. Kirche. Dann gibt es in der evangelischen und evangelikalen Szene jedes Jahr ein großes Musikertreffen. Einen Austausch von Musikschaaffenden in den geistlichen Aufbrüchen gibt es - über vereinzelte persönliche Kontakte hinaus - nicht. Auch hier also, wie auf dem Gebiet der „Außenwirkung“ Schönstatts, eine Problemanzeige.

REGNUM: Was wünschen Sie sich bezüglich Ihres künstlerischen Schaffens für die nahe und fernere Zukunft?

Röhrig: Meine Wunschliste ist umfangreich. Einige konkrete Punkte möchte ich nennen:

Im August sind zwei neue Produktionen von mir erschienen: „Floris Blumenfeld. Ein Sing- und Hörspiel“ und „Blick zu den Sternen“, Lieder für Erwachsene und Jugendliche. Da hoffe ich, dass sie „gut ankommen“, auch in schönstattischen Kreisen. Es wäre schön, wenn sich der Prozess der Rezeption des „mittleren Röhrig“, also meine Lieder der letzten 10-15 Jahre, wie er z.B. Im Familienliederbuch „Miteinander wachsen“ begonnen hat, weiter fortsetzt. Dann frage ich mich, wie und wo in Schönstatt ein Forum entstehen könnte, ein „Ort“, wo sich Kreative austauschen können. Dazu könnte z.B. eine Neuauflage der Epiphanietagung beitragen (unter geänderter Themenstellung?) oder ein Arbeitskreis oder sonst eine Plattform. Dann fände ich es gut, wenn die Schönstattbewegung insgesamt offensiver „nach außen“ geht und dabei auch das Medium Musik und Lied entsprechend gebraucht. Ich hoffe, selbst einen Beitrag dazu leisten zu können.

REGNUM: Herr Röhrig, wir danken Ihnen herzlich für dieses Gespräch! Für die Zukunft wünschen wir Ihnen Gottes Segen und bleibende Begeisterung in Ihrem künstlerischen Tun!

Das Gespräch führte Lothar Penners. Weitere Informationen über: [www.wilfried-roehrig.de](http://www.wilfried-roehrig.de) / [www.rigma.de](http://www.rigma.de).

Joachim Schmiedl

## DER SELIGE CLEMENS AUGUST VON GALEN UND DIE SCHÖNSTATT-BEWEGUNG

Am 09. Oktober 2005 wurde in Rom Kardinal Clemens August von Galen selig gesprochen. Als Bischof von Münster in den Jahren 1933 bis 1946 hatte er viele Kontakte mit der dortigen Schönstatt-Bewegung und dem Gründer, P. Joseph Kantenich. An einige soll erinnert werden.

Bei einer Tischrede am 01. Dezember 1965 erinnerte P. Kantenich an eine Begegnung mit Bischof Galen zu Beginn des Dritten Reiches: „Das eine Mal geschah es um das Jahr 1933/34, als der Nationalsozialismus siegreich durch Deutschland hindurchraste. Ich hatte damals Gelegenheit, in Wien zu sein. Plötzlich wurde ich aufgefordert, mich in einer größeren Gesellschaft, einer Gemeinschaft, einmal zu äußern über die Situation in Deutschland und über all das, was wir vom Nationalsozialismus zu erwarten hätten. Augenblicksfrage - Augenblicksantwort! Nachdem ich das Echo in mich aufgenommen, da habe ich es als eine Aufgabe betrachtet, durch alle Großstädte Deutschlands hindurchzugehen bis zum Osten und ausführlich über die Situation und Gefahren des Nationalsozialismus und über die Gegenwart zu sprechen; so auch in Münster. Damals war es sehr gefährlich, darüber zu reden; gefährlich gewesen, weil überall Spitzel da waren, vor denen man sich zu fürchten hatte. Der damalige Bischof, der spätere Kardinal, konnte aus taktischen, politischen Gründen an dem Vortrag nicht teilnehmen. Soweit ich mich entsinne, hat der Vortrag damals drei Stunden gedauert. Es war nicht Absicht, aber damals habe ich Hitler übertroffen, der auch ein Dauerredner war! Ich habe das deswegen getan, weil ich sofort nach dem Vortrag das Weite ergreifen mußte. Der Kardinal hat mich aber doch persönlich eingeladen und dann seine Sorge zum Ausdruck gebracht über die Zukunft der Kirche, die Zukunft des deutschen Volkes. Das wissen Sie ja, er war halt ein echter Deutscher! Und es war ihm sehr schwer, anzunehmen, daß hinter dem Nationalsozialismus der Teufel stehe und stecken sollte. Eine seiner ersten Fragen: Ob ich denn wirklich überzeugt wäre, daß Dämonismus, Diabolismus hinter all dem stände, was damals noch nicht so klar wie später vom Hitlerismus, vom Nationalsozialismus gelehrt und hineingesetzt wurde in das Volk. Habe mich dann natürlich dazu bekannt. Es war ihm schwer, das zu glauben, weil er als Deutscher immer wieder meinte, er müßte alles, was in Deutschland geschieht, wenigstens unter einem Gesichtspunkte immer wieder rechtfertigen.“ Galen gehörte nicht zu den „Brückenbauern“ unter den deutschen Bischöfen. Aber er hatte eine nationalkonservative Grundeinstellung, die ihn zunächst die Gefahren des Kommunismus für größer einschätzen ließen als die des Faschismus.

P. Kantenich hob aus seiner Begegnung 1934 mit dem Bischof eine Haltung hervor, die im Zusammenhang mit seinem öffentlichen Eintreten gegen die Euthanasie-Programme (Predigten in St. Lamberti 1941) zum Programm werden sollte:

„Es war für ihn eine große Not, daß der Klerus der Diözese zu freimütig sein könnte. Deswegen die Bitte, man sollte ihn das machen lassen. Überaus ritterlich! Er wolle die Kastanien aus dem Feuer holen. Damals dachte ja noch niemand an das, was er später getan, was er vollbracht hat. Auf der einen Seite: der Klerus solle möglichst reserviert, klug, vorsichtig sein; er glaube, selber nach der Richtung eine Sendung zu haben, die er, wenn der Augenblick gekommen, auch freimütig erfüllen, lösen würde.“ (26. Dezember 1965 in Münster)

Die Schönstatt-Bewegung erlebte in der Amtszeit Galens die ersten Schwierigkeiten mit dem deutschen Episkopat. Der Bischof von Münster zeigte sich in den Kontakten mit den Schönstatt-Priestern immer informiert, stellte sich aber auf die Seite seiner Priester. So ernannte er im Herbst 1940 Joseph Schmitz zum diözesanen Frauenseelsorger und übertrug ihm auch die Koordinierung der Frauenseelsorge für das gesamte Reichsgebiet. In diesem Zusammenhang erklärte sich Bischof Galen auch mit der Entsendung von Marienschwestern in die Bischofsstadt Münster einverstanden.

In den Jahren vor dem Zweiten Weltkrieg hatte die Diözese Münster einen großen Boom an Priesterkandidaten zu verzeichnen. Manche mussten zurück gestellt werden, weil das Priesterseminar aus allen Nähten platzte. Aufgenommen wurden die Abiturienten Karl Leisner, Heinrich Tenhumberg sowie Wilhelm Wissing. Karl Leisner wurde von Galen zum Diözesanjugendführer ernannt; sein Nachfolger wurde Wissing. Leisner empfing die Diakonenweihe durch Bischof Galen und erhielt von ihm in das KZ Dachau hinein die Erlaubnis zum Empfang der Priesterweihe. Tenhumberg verbrachte als Theologiestudent von 1934 bis 1936 die Sommerferien in der Familie des jüngsten Bruders des Bischofs und nahm sich der Jungen der Familie Galen an.

Die Schönstatt-Priester der Diözese Münster versuchten mehrfach, einige für die Arbeit in ihrer Gemeinschaft frei zu bekommen. Bei Joseph Schmitz gelang das nicht; seine Vertrauensstellung bei Bischof Galen ließ ihn unentbehrlich erscheinen. Bernhard Burdewick wurde 1938 für die Bewegung zur Verfügung gestellt und konnte nach Schönstatt umziehen. Rudolf Klein-Arkenau wurde nach dem Anschluss des Sudetenlandes mit der Aufgabe betraut, eine Reihe von Schönstatt-Priestern für die dortige Seelsorge zu gewinnen. Im März 1939 wurden sechs Schönstätter als Priester für den Böhmerwald ausgesandt. Im Lauf des Krieges stießen noch weitere dazu. Für die Schönstatt-Priester stand dieser Einsatz im Kontext der Versuche, auch über gemeinsames Leben und gemeinsame Seelsorge wahrgenommen zu werden. Bischof Galen ermunterte sie zu solchen Versuchen und forderte sie dazu heraus.

## BUCHBESPRECHUNG

**Josef Treutlein / Martin J. Emge (Hrsg.): Die Frau, die mich zu Christus führt. Modelle und Bausteine für Marienfeiern. Band 1: Advents- und Weihnachtszeit, Würzburg: Echter Verlag 2005, 238 S. (mit CD-ROM)**

Es handelt sich bei diesem Arbeitsbuch um eine Hilfe zur Vorbereitung von Eucharistiefiern und Wort-Gottes-Feiern/Andachten, darüber hinaus für Wallfahrten, Religionsunterricht und Gruppenarbeit. Thematischer Bezugspunkt ist dabei, wie schon der Titel sagt, Maria als adventliche Gestalt. Geboten werden vielfältige Anregungen und Arbeitshilfen wie etwa Einführung, Kyrietropen, Schriftworte, Meditation, Predigtgedanken und Fürbitten, aber auch Gebete und Bildbetrachtungen. Die Bilder sind auf der beigefügten CD-ROM sind sie zum Großteil in Farbe verfügbar. Ebenso liegt der gesamte Text im PDF-Format vor. So ist beides leicht abrufbar und für die praktische Gottesdienstvorbereitung gut zu verwenden.

Im thematischen Duktus orientiert sich das Buch an der Sammlung von Marienmessen, 1990 für die Bistümer des deutschen Sprachgebietes herausgegeben, und dort den Messen zur Advents- und Weihnachtszeit („Maria, die auserwählte Tochter Israels“, „Verkündigung des Herrn“, „Mariä Heimsuchung“, „Die Gottesmutter Maria“, „Maria, Mutter des Erlösers“, „Maria bei der Erscheinung des Herrn“, „Maria bei der Darstellung des Herrn“, „Maria von Nazaret“, „Maria von Kana“) und hinzugefügt „Hochfest der ohne Erbsünde empfangenen Jungfrau Maria“. Die Heraus-

geber bieten am Anfang eines jeden Kapitels Stichworte, die eine inhaltliche Erschließung des Textes erleichtern. Es geht ihnen nicht einfach darum, bekannte Inhalte marianischen Glaubens in ihrer Offenheit auf Jesus Christus hin zu wiederholen, vielmehr möchten sie mit ihren Texten Brücken bauen zwischen dem Glauben Mariens und der Glaubenserfahrung des heutigen Menschen. Das wird in den beigefügten Überschriften zu den Titeln des Marienmessbuches deutlich. So heißt es etwa bei „Maria, die auserwählte Tochter Israels“ (Nr. 1) „Weil du für mich kostbar bist“ und bei „Maria von Kana“ (Nr. 9) „Sehen, worauf es ankommt“. In der Bildbetrachtung zu einer Immakulata-Statue wird geschrieben: „Ob allen Europäern bewusst ist, dass sie die Sternenkronen Marias ‚im Schilde führen‘? Dass es hier um die Werte geht, die den Menschen stark machen? Etwas unverwundlich Heiteres strahlt sie aus, die Immakulata, die makellose Frau. Sie ruht ganz in sich und ganz in Gott. Die ausgestreckte Hand wird zur Einladung: Komm, geh mit mir! Alles an dieser Gestalt zieht nach oben ...“ (S. 228) Das Buch erschließt so ein wichtiges marianisches Anliegen: Dass der Mensch sich neu in seiner Würde entdeckt.

Die Herausgeber bieten einen breiten Fundus zeitgemäßer marianischer Spiritualität, verfasst von unterschiedlichsten Autoren. Es ist zu wünschen, dass dieses Buch viele Leser und Anwender findet. Auf die folgenden 3 Bände (Fasten- und Osterzeit, Jahreskreis I und II) darf man gespannt warten.

Otto Amberger

# REGNUM

## Neununddreißigster Jahrgang 2005

### INHALTSVERZEICHNIS

#### I. ZEICHEN DER ZEIT

Schmiedl, J.:	Das Gedenken an die Katastrophe	(1)	1-2
Schmiedl, J.:	Die Generation der Weltjugendtage	(3)	97-98
Schmiedl, J.:	Das Erbe des Konzils	(4)	145-146

#### II. ABHANDLUNGEN

Bausenhart, G.:	Ein Instrument des Laienapostolats? Die Laienbewegung Schönstatt im Licht des Zweiten Vatikanischen Konzils	(4)	160-172
Biberger, B.:	Die Einweihung des Internationalen Romheiligtums – persönlich erlebt	(1)	39-43
Biberger, B.:	Am Ende sieht man mehr: Um Johannes Paul II. ist familienhafte Kirche gewachsen	(4)	173-179
Braunbeck E.:	Der „hohe Maßstab“. Heiligkeit, Heilige und Heiligsprechung im Pontifikat von Johannes Paul II.	(2)	67-75
Eckart, J.:	Jugend von heute – Kirche von morgen? Markierungspunkte für eine Jugendpastoral	(3)	106-119
Hurth, E.:	Wenn ein Pfarrer Quote macht. Religion und Kirche im Unterhaltungsgewand	(2)	90-94
Karle, E.:	Im Zentrum steht das Licht. 75 Jahre Ewige Anbetung in Schönstatt	(1)	16-29
King, H.:	Pater Joseph Kentenich und das Zweite Vatikanische Konzil	(4)	147-159
Marmann, M.:	Johannes Paul II., Benedikt XVI. und die Bewegungen. Impressionen	(2)	76-79
Martin, N. u. R.:	Johannes Paul II. – der Papst der Familie	(2)	58-66
Penners, L.:	Auf dem Weg zum Weltjugendtag: Jugend und Anbetung?	(1)	31-38
Penners, L.:	Papst Johannes Paul II. und Schönstatt	(2)	52-57

Penners, L.:	Begeisterung – Gemeinschaft – Experiment. Philosophische und theologische Aspekte zum Phänomen der Jugend	(3)	120-131
Röhrig, W.	Ein christlicher Liedermacher im Gespräch	(4)	180-187
Schmiedl, J.:	Liturgie und Alltag. Joseph Kentenich zwischen Liturgischer Bewegung und Konzil	(1)	3-15
Schmiedl, J.:	Der selige Clemens August von Galen und die Schönstatt-Bewegung	(4)	188-189
Vautier, P.:	Christus im Leben und in der Verkündigung P. Joseph Kentenichs		
	1. Teil	(2)	80-90
	2. Teil	(3)	132-143
Walter, H.:	In dankbarer Erinnerung. Die Schönstatt-Bewegung gedenkt Person und Pontifikat von Johannes Paul II.	(2)	49-51
Zingel, H.:	Null-Bock-Generation, Egotaktiker oder was sonst? Anmerkungen zu Jugend und Jugendkultur heute	(3)	99-105

### III. BUCHBESPRECHUNGEN

Berger, K.	Jesus (S. Hartmann)	(1)	46-48
Frevel, C. /			
Wischmeyer, O.	Menschsein (B. Bibberger)	(1)	44-46
Heim, M.	Joseph Ratzinger (S. Hartmann)	(2)	95-96
Treutlein, J. /			
Emge, M.	Die Frau, die mich zu Christus führt (O. Amberger)	(4)	190
Trippen, N.	Josef Kardinal Frings II (J. Schmiedl)	(3)	144